

# Arthur Schnitzlers ungarische Interviews

Herausgegeben von Martin Anton Müller, übersetzt von Sándor Tatár

Im Tagebuch<sup>1</sup> von Arthur Schnitzler (1862–1931) finden sich einige Hinweise auf Interviews mit ungarischen Zeitungen und Zeitschriften:

## *6. November 1910*

Frl. Vilma Balogh,<sup>2</sup> Budapest; wegen Aufführung »Anatol« in den dortigen Kammerspielen, Übersetzung »Weg ins freie«; wie sich herausstellte, hatte sie mich bei dieser Gelegenheit auch interviewt.—

## *13. Januar 1911*

Hr. Wilhelm Aldor,<sup>3</sup> vom »Az Est« als Interviewer hinsichtlich Medardus.—

## *5. Mai 1912*

Herr Ruttkay<sup>4</sup> (Az Est, Budapest) »interviewt« mich im Garten. Netter junger Mensch.

## *15. Oktober 1914*

— Frl. Vilma Balogh, von Budapester Blättern, mich »interviewend« erzählt mir von dem gegangenen Auffenberg,<sup>5</sup> der »alles« für möglich hält.—

## *26. Februar 1926*

Bei Hajeks<sup>6</sup> gegessen. Frau Jenő-Erdely (Verwandte),<sup>7</sup> aus Szegedin, die mich schon s.Z. interviewen und übersetzen wollte.

<sup>1</sup> Arthur Schnitzler, Tagebuch 1879–1931. Hg. von der Kommission für literarische Gebräuchsformen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Obmann: Werner Welzig. Wien 1981–2000. Online unter <https://schnitzler-tagebuch.acdh.oeaw.ac.at>. Verweise werden unter Angabe des jeweiligen Datums vorgenommen und, sofern dieses aus dem Fließtext zu entnehmen ist, nicht separat in der Fußnote wiederholt.

<sup>2</sup> Ungarische Schriftstellerin und Journalistin (1873–1944).

<sup>3</sup> Schriftsteller (1882–?).

<sup>4</sup> Ungarischer Journalist (1890–1955).

<sup>5</sup> Moritz von Auffenberg-Komarów (1852–1928), ehemaliger Kriegsminister und General im 1. Weltkrieg, der zu Beginn die anfänglich erfolgreich verlaufende Galizien-Offensive verantwortete. Das »gegangene« dürfte sich auf seine Absetzung als Kriegsminister am 12. Dezember 1912 beziehen.

<sup>6</sup> Gastgeberin war Schnitzlers Schwester Gisela Hajek (1867–1953). Sie war verheiratet mit Markus Hajek (1861–1941), einem erfolgreichen Mediziner, der kurze Zeit Franz Kafka behandelt hat.

<sup>7</sup> Vilma Lengyel, verh. mit Jenő Erdelyi (1893–1945). Der genaue Grad der Verwandtschaft lässt sich nicht bestimmen.

*28. Juli 1931*

Nm. Hr. Job Paal,<sup>8</sup> ung. Journalist, dem ich ein Interview verweigere und der mich interviewt. Sein Sohn.

Durch Recherche konnten drei der hier angesprochenen Interviews aufgefunden werden, nur die beiden von Balogh und das von Aldor bleiben offen. Vier ließen sich zusätzlich ermitteln, sodass hier sieben Interviews mit Arthur Schnitzler erstmals seit ihrem ungarischen Erstdruck veröffentlicht werden können.

Diese sind in mehrfacher Hinsicht bedeutsam: Sie sind von biografischem Interesse, weil sie den ungarischen Familienhintergrund thematisieren. Sie sind relevant, weil die Rezeption Schnitzlers in Ungarn bislang nur wenig beleuchtet wurde.<sup>9</sup> Und sie geben, obwohl das einzige verbindende Element die gemeinsame Sprache ist, einen guten Überblick darüber, wie Schnitzler-Interviews aussehen.

Interviews mit Schnitzler lassen sich folgendermaßen einteilen: Zuallererst gibt es die eigentlichen Interviews, die sich darin unterscheiden, ob es sich um Mitschriften oder nachträgliche Niederschriften handelt. Dazu gehören hier die Interviews von Georg Ruttkay, Vilma Lengyel und Jób Paál sowie das anonyme aus dem Jahr 1913. Die zweite Art bilden verwehrte Interviews, die rund um ein paar Bruchstücke Originalton gebaut sind. Sie ist hier durch den Text von Mária Rónay<sup>10</sup> vertreten. Eine weiterer Typ lässt sich bislang nur in der Wiener Presselandschaft belegen und umfasst Feuilletons, in denen Schnitzler zwar zitiert – »ein bekannter Wiener Dichter sagt« –, aber nicht namentlich genannt wird.<sup>11</sup> Die letzte Kategorie stellen die Interview-Fälschungen dar, wie die von Hans Habe.

<sup>8</sup> Job Paál (1888–1962), ungarischer Journalist. 2019 habe ich für ihn einen Wikipedia-Eintrag angelegt: [https://de.wikipedia.org/wiki/Jób\\_Paál](https://de.wikipedia.org/wiki/Jób_Paál) [16. Juli 2020].

<sup>9</sup> Zwar lassen sich verschiedene Aufsätze und Tagungsbände der ungarischen Germanistik mit Beiträgen zu Schnitzler nachweisen, doch konnte ich bislang keine (deutschsprachigen) Beiträge zur Rezeptionsgeschichte auffinden. In der Überblicksdarstellung von Alexander Belobratow zur Rezeption in Russland und Osteuropa wird Ungarn nicht thematisiert (in: Christoph Jürgensen / Wolfgang Lukas / Michael Scheffel [Hg.], Schnitzler-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Weimar 2014, S. 358–363).

<sup>10</sup> Ungarische Journalistin (1899–1960).

<sup>11</sup> Die Verifizierung gelingt für gewöhnlich nur mit Hilfe des Tagebuchs, wenn Schnitzler kurz vorher ein Gespräch mit dem Verfasser festgehalten hat.

Von den Fälschungen gibt es einige und sie sind ein Ausdruck des öffentlichen Interesses, das an Wortmeldungen Schnitzlers bestand. Auch sie gehören zum Genre, weil die mangelnde Authentizität dem Publikum für gewöhnlich nicht ersichtlich war. In den meisten Fällen äußerte sich Schnitzler daraufhin öffentlich, etwa in Form eines Leserbriefs, und traf Richtigstellungen. Er ergänzte und ordnete damit die ihm zugeschriebenen Aussagen ein. Für die eine Fälschung, die sich unter den ungarischen Interviews findet, trifft das nicht zu. Sie erschien als ›letztes Interview‹ postum. Bei der Fälschung von Habe (1911 in Budapest als János Békessy geboren, gestorben 1977 in Locarno) mag man den schlechten Einfluss des Vaters mitdenken, handelt es sich bei ihm doch um den Sohn des bekannt-berüchtigten Herausgebers Imre Békessy, der mit Erpressung und Bestechung die Wiener Boulevardzeitung »Die Stunde« betrieb. Noch 1976, im Jahr vor seinem Tod, wählte Habe einen Ausschnitt aus der Interviewfälschung für eine Buchausgabe seiner Texte aus und ließ es zum einzigen ungarischsprachigen Interview werden, das seit dem ersten Erscheinen eine Zweitverwertung erhalten hat.<sup>12</sup> Habe erfand nicht einfach ein Interview, sondern er verwendete ein anderes – »Die Welt Arthur Schnitzlers« von George Sylvester Viereck (1884–1962) –,<sup>13</sup> das im Wohlwollen des Wiener Autors entstanden war, und vermischt es mit seinen Vorstellungen, wie der Wiener Autor sich wohl gegeben hätte, hätte er ihn tatsächlich gesprochen. Gerade weil Habes Text kein authentisches Gespräch wiedergibt, kann es exemplarisch zeigen, welches verfügbare Wissen über Schnitzler vorhanden war.

<sup>12</sup> Hans Habe, Aus einem Gespräch mit Arthur Schnitzler. In: Ders., Leben für den Journalismus. Vom Autor bearbeitet und zusammengestellt. München / Zürich 1976, S. 280f.

<sup>13</sup> Viereck ist heute vor allem für ein 1923 geführtes Interview mit Hitler bekannt. Er reiste damals durch Europa und war in Wien, wo er Freud interviewte und mit Schnitzler sprach. Wenige Jahre später war dann ein neuerlicher Kontakt einfach zu bewerkstelligen. Am 12. Juli 1927 interviewte er Schnitzler. Die Verwertung des Interviews erfolgte dabei strategisch. Zuerst erschien eine kurze Fassung – Arthur Schnitzler »Lenin, Poincare [!] and Wilson – Three Great World Disasters«. In: The New York American, 28. Oktober 1928, S. 2 – dann eine Langfassung sowohl als amerikanische, englische und – mit ungenanntem Übersetzer – deutsche Buchausgabe: The World of Arthur Schnitzler. In: Glimpses of the Great. New York [1930], S. 395–409; dasselbe London [1930], S. 330–341, und: Die Welt Arthur Schnitzlers. In: Schlagschatten. Sechsundzwanzig Schicksalsfragen an Große dieser Zeit. Berlin / Zürich [1930], S. 96–109. Habe dürfte die deutsche Fassung verwendet haben.

Mit ›Fälschung‹ und ›Intimität‹ sind auch die beiden Pole benannt, mit denen sich Schnitzlers ablehnende Haltung gegenüber der Gattung ›Interview‹ abbilden lässt. In einer ausführlicheren Untersuchung müssten einzelne Zeitabschnitte unterschieden werden. So scheint sich in Schnitzler die negative Haltung erst mit dem Erlangen eines gewissen öffentlichen Status – nach der Verleihung des Franz-Grillparzer-Preises 1908 – verfestigt zu haben.<sup>14</sup> Je mehr Anfragen er bekam, desto ablehnender wurde er. Ein zentrales Ereignis spielte ein gefälschtes Interview, das im Herbst 1914 in einer Petersburger Zeitung erschien. Das war politisch und auch persönlich brisant, da ihm unterstellt wurde, sich in den ersten Kriegswirren abfällig über Autoren der Gegenseite (Leo Tolstoi, Maurice Maeterlinck, Anatole France) geäußert zu haben. Schnitzler publizierte durch Vermittlung von Stefan Zweig und mit Hilfe von Romain Rolland eine Entgegnung im »Journal de Genève«.<sup>15</sup> Während die Verweigerung schlechtem Journalismus gegenüber heute noch nachvollziehbar ist und die Abwehr, sein Werk mit Erklärungen zu versehen,<sup>16</sup> begreifbar bleibt, wirkt seine weitere Argumentation banal: Er vergleicht den Interviewer mit einem bildendem Künstler, dem man Modell sitzen müsse und der dabei sein Objekt kennenzulernen habe. Da niemand genug Zeit habe, ihn über Jahre kennenzulernen, könne er auch nicht entsprechend dargestellt werden, weswegen er lieber schlichtweg verzichte.<sup>17</sup>

Die ablehnende Haltung hatte eine praktische Folge: Er bewahrte Interviews selbst nicht systematisch auf.<sup>18</sup> Mit dem Tagebuch steht seit

<sup>14</sup> Anlässlich dieser Verleihung gibt es auch eine erste entsprechende Aussage zum Interview. Hofmannsthal schreibt er: »Mit ›Interviewern‹ soll man natürlich nie sprechen (wenn man ihnen nicht dictirt, wie es andere thun)«. Schnitzler an Hofmannsthal, 25. Jänner 1908. In: Arthur Schnitzler: Briefwechsel mit Autorinnen und Autoren. Digitale Edition. Hg. von Martin Anton Müller und Gerd Hermann Susen, [https://schnitzler-briefe.acdh.oeaw.ac.at/pages/show.html?document=1908-01-25\\_01.xml](https://schnitzler-briefe.acdh.oeaw.ac.at/pages/show.html?document=1908-01-25_01.xml) [25. Juli 2020].

<sup>15</sup> Das Petersburger Interview konnte im Original noch nicht belegt werden. Die Entgegnung, mit Vorbemerkung von Rolland: *Une protestation d'Arthur Schnitzler*. In: *Journal de Genève*, Jg. 85, Nr. 350, 21. Dezember 1914, 3. Ausgabe, S. 1.

<sup>16</sup> Vgl. Peter Michael Braunwarth, *Keine Gespräche programmatischen Charakters*. Ein ungedruckter Brief Arthur Schnitzlers. In: *HJb* 15, 2007, S. 217–222.

<sup>17</sup> Vgl. die abgedruckten Interviews mit Mária Rónay, S. 75–77, hier S. 76 und das zweite mit Jób Paál, S. 82–87, hier S. 85f.

<sup>18</sup> Schnitzlers Zeitungsausschnittsammlung wird in der Universitätsbibliothek der University of Exeter verwahrt. 2019 veröffentlichten Peter Andorfer, Ingo Börner und ich die Mikrofi-

dem Jahr 2000 eine intime Quelle zur Verfügung, die Schnitzler selbst als sein Vermächtnis betrachtete und der er mehr ›Wahrheit‹ zugestand als dem abschätzig empfundenen Tagesjournalismus. Entsprechend sind in der Forschung Interviews kaum thematisiert und wenn, beziehen sie sich für gewöhnlich auf jene fünf aus einem Ausstellungskatalog zum 50. Todestag 1981.<sup>19</sup> Seither sind ein paar wenige weitere in Aufsätzen oder Zusammenstellungen thematisiert worden.<sup>20</sup> Das ist umso überraschender, da meine bisherige Erhebung über siebzig Interviews ergeben hat, an mehr als neunzig Druckorten. Diese umfassen neben Österreich, Deutschland und Ungarn Dänemark, Holland, Kuba, Russland und Schweden und weisen auf das internationale Feld, in dem Schnitzler so viel Relevanz besaß, dass ein Interview von Interesse war.<sup>21</sup>

So viele Interviews mit jemandem, der von sich in Anspruch nimmt, keine Interviews zu geben, das verführt zur Psychologisierung, doch dürften andere Forschungsansätze sich als ergiebiger erweisen. Einerseits sollte auf der Ebene der Rezeption das Interview als ein Paratext gelesen werden. Gérard Genette hat es noch genauer als Epitext klassifiziert, – einen Text, der zusätzliches Wissen über Werke transportiert.<sup>22</sup> Dabei geht es darum, den Privatmann Schnitzler als öffentliche Zutat zur Werkrezeption zu verstehen. Vielversprechend dürfte auch die Anwendung des in der Feldforschung ›posture‹ (Jérôme Meizoz)

ches als Online-Version auf: <https://schnitzler-zeitungen.acdh.oeaw.ac.at> In ihr sind mehrere Interviews enthalten, aber diese sind zumeist thematisch bei den jeweiligen Theaterstücken aufbewahrt, wenn etwa im Zuge einer Aufführung das Gespräch geführt worden ist.

<sup>19</sup> Peter Michael Braunwarth u.a. (Hg.), Arthur Schnitzler (1862–1931). Materialien zur Ausstellung der Wiener Festwochen 1981. Wien 1981.

<sup>20</sup> Ein dänisches Interview von Emil Bønnelycke ist abgedruckt in: Ernst-Ullrich Pinkert, Arthur Schnitzlers Dänemark. Impulse, Begegnungen, Resonanz, Intertextualität (Wechselbeziehungen Österreich – Norden 12). Wien 2015, S. 25–29. Über Antisemitismus als Thema in Interviews s. Bettina Riedmann, Ich bin Jude, Österreicher, Deutscher. Judentum in Arthur Schnitzlers Tagebüchern und Briefen (Conditio Judaica 36). Tübingen 2002, S. 395–408. (Darin ein gefälschtes Interview für echt gehalten.) Gleichfalls: Nikolaj Beier, »Vor allem bin ich...«. Judentum, Akkulturation und Antisemitismus in Arthur Schnitzlers Leben und Werk. Göttingen 2008, S. 517–522.

<sup>21</sup> Eine Buchausgabe ist in Aussicht genommen.

<sup>22</sup> Nur fünf Seiten widmet Genette dem Interview und konstatiert, dass dieses noch nicht ausreichend historisch erforscht ist. Gérard Genette, Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Mit einem Vorwort von Harald Weinrich. Aus dem Französischen von Dieter Hornig. Frankfurt a.M. 2001, S. 342–346.

genannten Begriffs sein, mit dem sich Selbststilisierung und extrinsische Konstruktion genauer fassen lassen.<sup>23</sup> Schnitzler wollte sich der interessierten Öffentlichkeit als distanzierte Privatperson präsentieren. Er entschied sich dagegen, als öffentliche Figur inexistent zu sein und benötigte die Interviews, um die Distanz zu vermitteln.

Im Unterschied zu Tagebuch, Briefausgaben und anderen nachträglichen Zeugnissen des Privaten, die postume Ergänzungen und Kontextualisierungen für die Nachwelt darstellen, war die Stimme des Autors bereits für die Zeitgenossen zu vernehmen. Und zwar wörtlich, weil Schnitzler zu jenen Prominenten gehörte, von denen eine frühe Tonaufnahme überliefert ist.<sup>24</sup> Und im übertragenen Sinn, weil sich die Textgattung des Interviews parallel zur technischen Entwicklung der Tonaufnahme herausbildete. Als Breitenphänomen begann in den 1860er Jahren im amerikanischen Zeitungsmarkt eine Unterhaltung ein berichtenswertes Thema zu werden, während diese zuvor auf die Rolle von Hintergrundgesprächen beschränkt war.<sup>25</sup> Von den Vereinigten Staaten und über Frankreich etablierte sich das Interview in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch im mitteleuropäischen Raum. Ein Nebeneffekt war, dass die Zeitungslandschaft eine Klasse der Prominenten zu etablieren begann, deren Stimme »newsworthy« war. Der Fokus der Interviews ist stets die Rede, die Stimme des Gegenübers, während der Fragesteller und die Fragestellerin den Blick rahmen, ohne selbst aktiv in Erscheinung zu treten. Doch wie sehr diese Rahmung durchwegs vorhanden ist, zeigt sich in den ungarischsprachigen

<sup>23</sup> Zum Begriff der »posture« vgl. neben den französischsprachigen Veröffentlichungen von Jérôme Meizoz vor allem: Ders., Die posture und das literarische Feld. In: Text und Feld. Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis. Hg. von Markus Joch und Norbert-Christian Wolf. Tübingen 2005, S. 177–188.

<sup>24</sup> Sie kann in der Österreichischen Mediathek nachgehört werden: <https://www.mediathek.at> [16.6.2020]. Zur Aufnahme vermerkt Schnitzler seine Verwunderung über seinen »nasal-jüdischen« Ton (Tagebuch, 19. März 1907).

<sup>25</sup> Eine geschlossene Darstellung fehlt bis heute. Eine Orientierung bietet Martin Kött, Das Interview in der französischen Presse. Geschichte und Gegenwart einer journalistischen Textsorte. Berlin / Boston 2010. Für die deutsche Forschung wären noch die Gespräche Eckermanns mit Goethe zu berücksichtigen. Dazu gehört, für Schnitzler relevant, dass Goethe als Idealbild eines Autors auch über das Vorhandensein eines Hagiografen erkennbar ist. Schnitzler hatte niemanden, der diese Rolle einnahm oder einnehmen wollte. Sein Tagebuch ist an den Stellen, wo es um Joseph Chapiro (1893–1962) – Gerhart Hauptmanns »Eckermann« – geht, nicht ohne Neid.

Interviews schon darin, dass immer Schnitzlers Verhältnis zu Ungarn abgefragt wird.

Während Schnitzlers Verhältnis zum Judentum im Grunde die ganze Forschungsliteratur durchzieht und auch das zu Österreich immer wieder thematisiert wird,<sup>26</sup> ist auffällig, dass seinen Beziehungen zu Ungarn in der deutschsprachigen Forschungsliteratur nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird.<sup>27</sup> Zugleich ist die Frage der familiären Bindung an Transleithanien mit einem zeittypischen blinden Fleck versehen: Die Mutter, die in Güns an der (nahe der heutigen) österreichischen Grenze geboren wurde, wird kaum thematisiert, der Bezug zu Ungarn wird zumeist auf den Vater beschränkt, dessen Geburtsort Groß-Kanizsa (Nagykanizsa) in Südwestungarn in den Interviews mehrfach Erwähnung findet. Schnitzlers Vater hatte selbst in seiner Kindheit literarische Ambitionen gehabt, aber die Prophezeiung eines seiner Lehrer, dass er »der ungarische Shakespeare« werde, hat sich nicht bewahrheitet.<sup>28</sup> Es wäre ein in mehrerlei Hinsicht fehlgeleiteter Anachronismus, den Sohn Arthur als Immigrant der zweiten Generation zu bezeichnen. Es wäre falsch, weil er noch im Kaisertum Österreich – vor dem ›Ausgleich‹ 1867 – auf die Welt kam. Es wäre falsch, weil die Doppelmonarchie bis 1918 bestand und immer noch eine politische Einheit bildete. Es stellt sich aber die Frage, wieso jemand, der schon zu Lebzeiten als Prototyp des Wieners stilisiert wurde, sich zu Judentum, Österreich und Deutschtum zeitlebens positionieren musste, aber nicht zu Ungarn. Barg dieser Bezug so wenig Konfliktpotential?

<sup>26</sup> Als *pars pro toto* seien nur drei neuere Beiträge genannt: Konstanze Fliedl, »O du mein Österreich: Schnitzlers schwierige Heimat. In: Arthur Schnitzler. Zeitgenossenschaften / Contemporaneities. Hg. von Ian Foster und Florian Krobb. Bern / Berlin 2002, S. 33–42; Marie Kolkenbrock, »Der gelernte Österreicher«, Arthur Schnitzler's Ambivalent Posture of Detachment During World War I. In: Journal of Austrian Studies 51, 2018, S. 91–116; Riedmann, Ich bin Jude (wie Anm. 20).

<sup>27</sup> Der wichtigste deutschsprachige Beitrag ist das 1. Kapitel in Gábor Kerekes, Prag liegt zwischen Galizien und Wien. Das Ungarnbild in der österreichischen Literatur 1890–1945. Budapest 2008, S. 37–54. Dieser Beitrag bleibt in der wertenden Einordnung hinter dem gesammelten Material zurück.

<sup>28</sup> Zit. n. Renate Wagner, Arthur Schnitzler. Eine Biographie. Wien u.a. 1981, S. 14.

Schnitzler konnte, soweit wir wissen, kein Ungarisch. Er fand Anspielungen auf sein »ungarisches Blut« lächerlich.<sup>29</sup> Seine ungarische Verwandtschaft (und die seiner Frau) taucht nur schlagworthaft auf.<sup>30</sup> Politisch ist eine skeptisch-ablehnende Haltung gegenüber Ungarn zu erkennen.<sup>31</sup> In der Novellette »Die Toten schweigen« (1897) hat die Gegend um die Praterstraße im 2. Wiener Gemeindebezirk den Anschein, dass man sich in eine »ungarische Kleinstadt versetzt glauben kann«.<sup>32</sup> Das hat den historischen Hintergrund, dass die Leopoldstadt besonders von ärmeren jüdischen Migranten aus dem Osten der Monarchie bewohnt wurde. Schnitzler selbst kam in der Praterstraße auf die Welt, die Familie vollzog aber ihren gesellschaftlichen Aufstieg, indem sie wenige Jahre nach Schnitzlers Geburt in den 1. Wiener Gemeindebezirk übersiedelte. Und, eine weitere literarische Spur: Einem dänischen Übersetzer erklärte Schnitzler den Figurennamen »Vicomte von Eperies« in »Fräulein Else«, dass hierin »beabsichtigter Hohn« stecke. Gemeint ist die auf Kontrast abzielende Kombination eines französischen Adelstitels mit der ungarischen Kleinstadt Prešov, deutsch Eperies.<sup>33</sup>

### Zur Edition

Die Interviews werden ungekürzt und unter Übernahme der originalen typografischen Auszeichnungen wie Kursivsetzung und Anführungszeichen wiedergegeben. Innerhalb eines Textes wurden diese aber stillschweigend vereinheitlicht. Offensichtliche Druckfehler wie Buch-

<sup>29</sup> Vgl. Tagebucheintrag zum 20. Jänner 1918. Zu den ungarischen Vorfahren vgl. den 1931 abgefassten Text: Paul J. Diamant, Arthur Schnitzlers Vorfahren. In: Hans-Ulrich Lindken, Arthur Schnitzler, Aspekte und Akzente. Materialien zu Leben und Werk. Frankfurt a.M. / Bern / New York 1984, S. 1–3.

<sup>30</sup> Tagebucheinträge zum 11. September 1911, zum 27. September 1920 und zum 29. September 1925.

<sup>31</sup> Vgl. Tagebucheinträge zum 31. Juli 1916 und zum 31. Juli 1919, sowie: Brief an Olga Schnitzler, 27. November 1923, abgedruckt in: Arthur Schnitzler, Briefe 1913–1931. Hg. von Peter Michael Braunwarth, Richard Miklin, Susanne Pertlik und Heinrich Schnitzler. Frankfurt a.M. 1984, S. 331.

<sup>32</sup> Arthur Schnitzler, Werke in historisch-kritischen Ausgaben. Hg. von Konstanze Fliedl, Bd. Die Toten schweigen. Hg. von Martin Anton Müller unter Mitarbeit von Ingo Börner, Anna Lindner und Isabella Schwentner. Berlin / Boston 2016, S. 245.

<sup>33</sup> An Bodil Bech, 22. Juli 1929. In: Schnitzler, Briefe 1913–1931 (wie Anm. 31), S. 610.

stabenvverdreher oder ausgebrochene Buchstaben der ungarischsprachigen Vorlagen werden nicht thematisiert. Deutschsprachige Textstellen in den Vorlagen werden durch eine Anmerkung in der Fußnote kenntlich gemacht. Sofern es sich um offensichtliche Fehler handelt, werden diese behoben und die falsche Schreibung ebenfalls in der Fußnote kenntlich gemacht.

Einen Sonderfall stellt das zweite der hier abgedruckten Interviews mit Jób Paál dar. Paál führte im Juli 1931 ein Gespräch mit Schnitzler, das er nahezu zeitgleich in zwei Fassungen mit relevanten Abweichungen verwertete, auf Deutsch und auf Ungarisch. Das ungarischsprachige bildet hier das erste Interview mit Paál. Das deutschsprachige gehört offensichtlich nicht zu dieser Zusammenstellung, ist aber über die Website ANNO der österreichischen Nationalbibliothek nachzulesen.<sup>34</sup> Es erschien nach dem Tod Schnitzlers am 21. Oktober 1931 in Form eines Nachrufs auf Ungarisch. Für diese Fassung versah es Paál mit einer neuen Einleitung und einem neuen Schluss. Für den Mittelteil wird auf die neuerliche Übersetzung verzichtet und die autorisierten deutschen Teile des ersten Drucks werden zwischen die neu geschriebenen Teile montiert. Es ist naheliegend, dass die ungarische Fassung aus der deutschen übersetzt worden ist; eine neuerliche Rückübersetzung eines ins Ungarische übersetzten deutschen Texts hätte die Qualität nicht erhöht. In diesem Text sind auch die in der Vorlage verwendeten Sperrungen durch Kursivierungen ersetzt.

### *1. Georg Ruttakay, Bei Arthur Schnitzler, 10. Mai 1912*

Am 15. Mai wird Dr. Arthur Schnitzler 50 Jahre alt. Von seinen Werken, in denen sich die Erlebnisse einer für Stimmungen außerordentlich empfänglichen Seele widerspiegeln, veranstaltet nun der renommierteste Berliner Verlag eine Gesamtausgabe.<sup>35</sup> Seine Bühnenwerke, die, nebeneinander gestellt, die Seele des modernen Menschen in ihrer wunderbaren Gänze darstellen, werden für das deutsche Publikum

<sup>34</sup> <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nwj&datum=19310802&seite=5> [6.7.2020].

<sup>35</sup> Arthur Schnitzler, Gesammelte Werke in zwei Abteilungen. Berlin 1912 (7 Bände, im S. Fischer-Verlag).

reihum aufgeführt. Seine erzählenden Schriften, von mäßigerem Umfang,<sup>36</sup> jedoch nicht minder formvollendet und in denen er den Ton der leisen Ironie, der Schwermut mit einer einzigartigen Schwerelosigkeit trifft, werden in Leseabenden und Festmatineen von den namhaftesten deutschen Künstlern rezitiert.

Wie blicken seine Augen mit ruhigem und sicherem Blick auf den Weg zurück, den er vor dreieinhalb Jahrzehnten am Tor der Wiener medizinischen Fakultät begonnen hat?<sup>37</sup> Welche der Ängste, der Hoffnungen und der Zweifel, die damals in seinen jungen Jahren an die Karriere des großen, des beliebten Schriftstellers geknüpft gewesen waren, sind in Erfüllung gegangen und welche haben sich zerschlagen?

– Nein, nein – betonte er, während er im Garten seiner schönen Villa in Wien hin- und herwanderte –<sup>38</sup> ich spreche keineswegs über mich selbst, noch werde ich meine Autobiografie abfassen, wiewohl ich in der letzten Zeit des Öfteren darum gebeten wurde.<sup>39</sup> Freilich schreibe ich über mich, über meine Person und mein Leben recht viel. Aber ich glaube, wenn ich dies im Bewusstsein täte, dass das Geschriebene noch zu meinen Lebzeiten veröffentlicht würde, dann würde ich meiner innersten Wahrheit nicht ganz entsprechende Gefühle festhalten.<sup>40</sup> Das hätte so eben keinen Sinn. Selbst wenn ich davon ausgehe, dass man das über mich selbst Geschriebene erst nach meinem Tod lesen darf und kann, fällt es schwer genug, aufrichtig zu sein. Wie viel hat doch Hermann Bahr über die Anfänge der Literatur von Jung-Wien

<sup>36</sup> In der Gesamtausgabe enthalten vier Bände die dramatischen und drei die erzählenden Werke.

<sup>37</sup> Schnitzler immatrikulierte sich im Herbst 1879 an der Universität Wien und belegte sogleich Medizin.

<sup>38</sup> Seit 1910 wohnte er mit seiner Familie im eigenen Haus in der Sternwartestraße 71, im noblen Cottage-Viertel des 18. Wiener Gemeindebezirks.

<sup>39</sup> Schnitzler hatte sich bereits um 1901 die Abfassung einer Autobiografie überlegt. Der 50. Geburtstag und der Ausbruch des 1. Weltkriegs trugen dazu bei, dass er tatsächlich während der nächsten Jahre »Leben und Nachklang, Werk und Widerhall« schrieb. Der Text blieb Fragment – er endet, als Schnitzler begann, literarisch in die Öffentlichkeit zu treten. Zu Lebzeiten blieb er unveröffentlicht und wurde vom Sohn Heinrich fünfzig Jahre nach Abbruch der Arbeit mit geändertem Titel herausgebracht: Arthur Schnitzler, Jugend in Wien. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Wien / München / Zürich 1968.

<sup>40</sup> Das lässt sich als Anspielung auf sein Tagebuch lesen, das er seit der Kindheit und lebenslang regelmäßig führte. (Das Kindertagebuch wurde verbrannt, erhalten sind die Bände ab 1879.)

zusammengeschrieben, dieser geistreiche und entzückende Mensch, der seinem innersten Wesen nach trotz allem ein Feuilletonist ist. Seine persönlichen Erinnerungen sind nur in wunderbaren Feuilletons dargebotene Behauptungen und Scherze, aber für den Kulturhistoriker keine Wahrheiten.<sup>41</sup>

Er streicht über seine hohe, offene Stirn.

– Wer weiß, ob es nicht viel besser ist, mit der literarischen Aktivität in ganz jungen Jahren anzufangen? – fragt er daraufhin leise.

– Herr Doktor, Sie haben Ihr erstes Buch, »*Anatol*«, mit 29 geschrieben – bemerkten wir.

– Ich war 29, als »*Anatol*« erschien. Mit dem Schreiben habe ich mit neun Jahren angefangen. Meine ersten Sachen wurden, als ich 17 war, in einer Münchner Zeitschrift<sup>42</sup> veröffentlicht. Und nachdem dem »*Anatol*« als Buch Erfolg beschert worden war, musste ich noch zwanzig Jahre warten, bis dann die ganze Szenenreihe aufgeführt wurde.<sup>43</sup> Freilich erfuhren einzelne Stücke der Reihe eine Bühnenaufführung, beispielsweise »*Abschiedssouper*«, aber gerade von »*Abschiedssouper*« war die Premiere in Frankfurt am Main ein schlimmes Fiasko.<sup>44</sup> Ein anderes Mal wurden zwei Szenen aus »*Anatol*« in einem Wohltätigkeitskonzert

<sup>41</sup> Hermann Bahr (1863–1934), Schriftsteller, Journalist und Kritiker, hatte durch seine publizistischen Arbeiten Bedeutendes zur internationalen Bekanntheit einer spezifisch wienerischen Kulturbewegung beigetragen. Unter dem Namen ‚Jung Wien‘ wurden neben Schnitzler und Hofmannsthal vor allem Richard Beer-Hofmann und Felix Salten bekannt. Bahrs Fähigkeit, neue Strömungen aufzufinden und unmittelbar in einen kontextuellen Rahmen einzufügen, rang Schnitzler Respekt ab. Zugleich ist das Wort »Feuilletonist« für ihn eines der schlimmsten Schimpfwörter, das für Beliebigkeit und Gefallsucht stand. In einer Notiz, vermutlich von 1911, charakterisiert er Bahr: »Bei aller Genialität und gelegentlichem Kunstverständ[ ] ohne sicheres Urteil, sieht er sich nie vor die Notwendigkeit gestellt, ein inneres Hindernis zu überwinden. Er glaubt immer das, was er ausspricht.« Hermann Bahr – Arthur Schnitzler, Briefwechsel, Aufzeichnungen, Dokumente (1891–1931). Hg. von Kurt Ifkovits und Martin Anton Müller. Göttingen 2018, S. 448.

<sup>42</sup> Genau genommen müsste er sagen: ›meine ersten literarischen Veröffentlichungen‹, da zuvor bereits ein Text in der »Wiener Medizinischen Presse« gedruckt wurde. In »Der freie Landesbote« erschienen im November 1880 zwei Texte von ihm unter dem Kürzel Arth. Schn., »Liebeslied der Ballerine« und »Über den Patriotismus«. Zu dem Zeitpunkt war er aber bereits 19 Jahre alt.

<sup>43</sup> »*Anatol*« erschien im Oktober 1892, auf 1893 vordatiert. Die erste Gesamtaufführung fand am 3. Dezember 1910 zugleich am Lessing-Theater in Berlin und am Deutschen Volkstheater in Wien statt.

<sup>44</sup> Es wurde bei der Premiere am 26. März 1898 ausgezischt. Ein Rezensent mit dem Kürzel »h.« schrieb im »Frankfurter Journal« vom 31. März 1898: »Wo in aller Welt leitet ein so unnüt-

in den Wiener Sophiensälen aufgeführt.<sup>45</sup> Die Hauptdarstellerin von »Abschiedssouper« war Adele Sandrock.<sup>46</sup> Ich verfolgte aufmerksam aus einer Loge die Aufführung, deren Wirkung, muss ich sagen, jämmerlich war. Das Publikum hat sich maßlos gelangweilt. So habe ich mich gegen Ende des Stücks entschlossen, zu gehen; es ist einem höchst peinlich, das eigene Durchfallen mitzuerleben. Ich nahm meinen Mantel und brach auf. Auf der Treppe holten mich jedoch unbändiges Gelächter und freudige Schreie ein. Was ist denn das? Warum lachen die da? Ich kehrte in den Saal zurück, wo das Publikum vor lauter Lachen beinahe in Ohnmacht gefallen ist. Offensichtlich war der Grund der Heiterkeit dieser: Das Ballettmädchen, das sich in dieser Szene von ihrem Geliebten verabschiedet, nimmt auch vom Champagner, vom Braten und von der Creme Abschied. Rudolph Schildkraut<sup>47</sup> in der Rolle des Kellners hatte eine große Schüssel Creme hereingebracht und Adele Sandrock, ihrer Rolle gemäß wütend, schlug mit ihrer Faust hinein und bespritzte nicht nur des Kellners Frack und ihre eigene Toilette, sondern auch die ganze erste Publikumsreihe. Hierüber brach das mächtige Gelächter aus, weswegen dann die letzten Sätze des Stücks gar nicht mehr gesprochen werden konnten, sondern man musste den Vorhang sofort runterlassen. Das war dann ein Riesenerfolg und von diesem Abend an sprach sich die Kunde von der neuen »brillanten Rolle« unter allen deutschen Schauspielerinnen herum.<sup>48</sup>

Wir sind bei weiß gestrichenen Gartenmöbeln angelangt.

zes Machwerk, in dem ein Wiener Lebemann eine Lausbuberei ausübt und dessen Courtisane einen unglaublichen Appetit entwickelt, die Berechtigung her, auf den Brettern zu erscheinen!».

<sup>45</sup> Diese Aufführung sammelte Geld für Ferienheimaufenthalte für Kinder und fand am 16. Jänner 1898 statt. Die Bezeichnung »Konzert« stimmt für den »Novitätenabend« insofern, da neben »Abschiedssouper« und »Weihnachtseinkäufe« von Schnitzler auch ein Singspiel gegeben wurde und ein Quartett auftrat.

<sup>46</sup> Adele Sandrock (1863–1937) war Mitte der 1890er Jahre eine der beliebtesten Schauspielerinnen in Wien. Am Burgtheater spielte sie die Hauptrolle in Schnitzlers erstem Bühnenerfolg »Liebelei« (1895) und zu diesem Zeitpunkt auch in einer Liebesbeziehung mit dem Autor (vgl. Arthur Schnitzler und Adele Sandrock, Dilly. Geschichte einer Liebe in Briefen, Bildern und Dokumenten. Hg. von Renate Wagner. Wien 1975).

<sup>47</sup> Rudolph Schildkraut (1862–1930), Schauspieler, der von 1893–1900 in Wien Engagements an wechselnden Häusern hatte.

<sup>48</sup> Die hier breiter ausgeführte Anekdoten wird im Tagebucheintrag zum 16. Jänner 1898 nur so zusammengefasst: »Abschiedssouper« »ging ganz im Lärm unter.«

– Setzen Sie sich nur, – ermunterte mich Schnitzler –, genieren Sie sich nicht, weil ich stehen bleibe. Ich ziehe das Stehen dem Sitzen vor.<sup>49</sup> Sehen Sie, – fuhr er dann fort –, für die erste Ausgabe von »*Anatol*« konnte ich nirgends einen Verlag finden. Es wurde vom inzwischen eingegangenen Bibliographischen Bureau herausgegeben, doch für die Druckkosten – die betragen fünfhundert Mark – bin ich selbst aufgekommen.<sup>50</sup> Allerdings habe ich besagte fünfhundert Mark seither mit dem »*Anatol*« verdienen können... Bei solchen Verhältnissen muss selbst der begabteste Mensch davor zurückscheuen, seine Existenz auf die Dichtkunst zu gründen. Etwas Unmoralisches als das kann ich mir gar nicht vorstellen! Ich selbst führte sogar noch vor zehn Jahren meine Arztpraxis.<sup>51</sup> Meine Gebiete waren die Laryngologie und die Chirurgie. – Letzterem habe ich mich nicht mit der größten Begeisterung gewidmet, wie Sie sich wohl denken können – und erst nach und nach habe ich mit der medizinischen Praxis aufgehört.

Das Gespräch kommt auf das Schaffen der letzten Jahre.

– Wie hat man doch auch neulich mein Drama »*Das weite Land*« – genauer gesagt: seinen Titel – missverstanden! Was wurde doch alles fälschlich hineininterpretiert, wie irrig hat man es beurteilt! (In der Empörung des Protestes springt Schnitzler auf den Tisch.)<sup>52</sup> »Die Seele ist ein weites Land – das beweisen die Ereignisse des Stückes«, stand in den Zeitungen.<sup>53</sup> Dabei behauptete beileibe nicht ich, dass die Seele ein weites Land sei; das behauptet eine Figur des Stücks, Aigner, ein affektiert Herr, der sich ziemlich aphoristisch ausdrückt. Und ich identifizierte mich mit keiner meiner Figuren. Ähnlich geschah es

<sup>49</sup> Er pflegte auch an einem Stehpult zu arbeiten.

<sup>50</sup> Arthur Schnitzler, Werke (wie Anm. 32), Bd. Anatol. Hg. von Evelyne Polt-Heinzl und Isabella Schwentner. Berlin 2012, S. 11f.

<sup>51</sup> Er wurde im Adressbuch Lehmann auch gegenwärtig (1912) noch im Verzeichnis der Ärzte im 18. Wiener Gemeindebezirk geführt.

<sup>52</sup> Seltsam, aber so steht es geschrieben. Die naheliegenden Erklärungen, dass er »vom Tisch aufspringt« oder »auf den Tisch schlägt«, wären syntaktisch im Ungarischen anders umzusetzen, so dass diese unglaublich Stelle sich nicht mit einem Versehen oder einem einfachen Druckfehler erklären lässt.

<sup>53</sup> Von Anfang an war die Stelle im dritten Akt unter den Rezendentinnen und Rezessenten beliebt: »Aigner. [...] Ja – mein guter Hofreiter, die Seele ... ist ein weites Land, wie ein Dichter es einmal ausdrückte ... Es kann übrigens auch ein Hoteldirektor gewesen sein.« (Arthur Schnitzler, *Das weite Land. Tragikomödie*. Berlin 1911, S. 110).

auch mit der »*Liebelei*«, zu deren Aufführung ich das letzte Mal nach Budapest kam.<sup>54</sup> Hätte das Stück nicht den Titel »*Liebelei*«, also die Bezeichnung für das leichte, flüchtige Gefühl bar jeder Verantwortung, das ein junger Mann hegt, dem ein sorgenbelastetes, ernsthaft verliebtes Mädchen gegenüber steht, sondern hieße, sagen wir »*Die große Liebe der Christine*« – also die Bezeichnung für das Gefühl des Mädchens –, so hätte das Publikum dem Stück ganz gewiß nicht dasselbe Interesse entgegengebracht, wie beim Titel »*Liebelei*«.

Nun erkundigte sich Schnitzler nach den Theaterverhältnissen in Budapest, er stellte Fragen bezüglich der letzten Aufführungen seiner Stücke, und dann wandte er sich plötzlich uns<sup>55</sup> zu:

– Sprechen wir, bitte, endlich über was anderes – sprechen wir über Sie, das interessiert mich sehr und Sie haben keinerlei Grund, zu befürchten, dass ich das, was Sie mir erzählen, für irgendeine Zeitung niederschreiben werde...

Gy. R. junior<sup>56</sup>

## 2. Wiener Zelebritäten über Budapest, 18. April 1913

Wiener Zelebritäten über Budapest  
Schnitzler und Hansi Niese

Budapest, 17. April

Arthur *Schnitzler*, der herausragende Wiener Schriftsteller, kam gestern mit dem Schnellzug aus Wien nach Budapest, um sich die Aufführung von Professor Bernhardi im Ungarischen Theater anzusehen. Er nahm Platz in der Loge von Frau László *Beöthy*,<sup>57</sup> verfolgte die Darstellung der Theatertruppe aus Berlin<sup>58</sup> mit ausnahmsloser Aufmerksamkeit,

<sup>54</sup> Am 18. Dezember 1908 im Nemzeti Szinház (Nationaltheater) auf Ungarisch.

<sup>55</sup> Es handelt sich hier um einen ›Autorenplural‹, Ruttkay war alleine bei Schnitzler.

<sup>56</sup> Gy. R. jr. [= Georg Ruttkay], Schnitzler Arthurnál. In: Az Est, Budapest, Jg. 3, Nr. 112, 10. Mai 1912, S. 8.

<sup>57</sup> László Beöthy (1873–1931) leitete zu dieser Zeit das Magyar Színház (Ungarische Theater). Seine (zweite) Ehefrau hieß Gizella Magdolna, geb. Swierák (1877–1936).

<sup>58</sup> »Professor Bernhardi« wurde am 16. April 1913 als Gastspiel des Berliner Kleinen Theaters unter der Leitung von Viktor Barnowsky (1875–1952) am Ungarischen Theater gegeben.

und auf den demonstrativ heftigen Applaus nach dem dritten Akt hin erschien er selbst – maßvoll und bescheiden – im Rampenlicht und das Publikum ließ ihm eine Ovation widerfahren, welche nur selten, ja äußerst selten die Wände unserer Theater erschüttert.<sup>59</sup>

*Schnitzler* reiste in strengem Inkognito zu uns. Den versammelten Journalisten antwortete er ausweichend. Er war besonders zurückhaltend, als er nach der Zensur in Wien gefragt wurde. Er gab den Befürwortern der Zensur recht, aber ihren Gegnern gab er ebenfalls recht. Ein lächelnder Weiser, ein echter Philosoph; das ist Arthur *Schnitzler*.

Am Abend, nach der Aufführung, ließ er sich zu seiner Unterkunft fahren. Er nahm Quartier bei der jüngeren Schwester seiner Gattin, der Frau eines vornehmen Doktors aus Budapest.<sup>60</sup> *Schnitzler* ist durch unzählige Fäden mit Budapest verbunden, das lässt sich auch an und in seinen Werken feststellen. Seine Frau spricht sehr gut Ungarisch.<sup>61</sup>

Zu Ehren des Schriftstellers wurde für eine geschlossene, intime Gesellschaft eine Teestunde zelebriert, zu der auch der Mitarbeiter der Zeitung *Világ*<sup>62</sup> eingeladen war. *Schnitzler* spricht freundlich und absolut unbeschwert. Unser Eindruck ist: eine ruhende, harmonische Seele, eine sehr feste, gesetzte Persönlichkeit.

Die Wirkung des Stückes war vortrefflich, – sagte er. – Noch besser als in Berlin, wo mein Stück so populär ist, dass es sogar schon die 150ste Aufführung erlebt hat. Dort gibt es noch problematische Momente, wie wenn es zwischen der Bühne und dem Publikum einen Vorhang gäbe; der Kontakt ist nicht uneingeschränkt. Hier aber emp-

<sup>59</sup> Dieses Detail bestätigt das Tagebuch (16. April 1913): »Nach dem 3. Akt erschein ich wirklich; mehr als stürmischer Empfang.«

<sup>60</sup> Offensichtlich eine gröbere Verwechslung. Schnitzlers Ehefrau war eine geborene Gussmann und hatte keine in Ungarn verheiratete Schwester, sondern nur eine Kusine – Isabella Herz-, deren Ehemann aber Unternehmer war. Schnitzler besuchte in Budapest Leonie Guttmann, die Schwägerin des durch seine Tätigkeit für die Neue Freie Presse auch in Ungarn bekannten Raoul Auernheimer (1876–1948). Guttmann war aber nicht verheiratet und Schnitzler stieg auch nicht bei ihr ab. Er wohnte laut Tagebuch im Ritz-Carlton, in dessen ›Grillroom‹ die Afterparty stattfand.

<sup>61</sup> Auch dabei ist eine Verwechslung anzunehmen, da Olga Schnitzler nicht mitgereist war.

<sup>62</sup> Im Tagebuch erwähnt Schnitzler in seinem Eintrag zu Budapest (16. Juni 1913), einem »Redakteur Stern« ein Interview abgeschlagen zu haben. Ob dieser der Verfasser ist, ließ sich nicht ermitteln.

findet das Publikum alles. Das Budapester Publikum ist frisch und von schneller Auffassungsgabe. Und jung...

Ja, – fuhr er fort, – eben das ist mir aufgefallen. Im Zuschauerraum sah ich lauter junge Köpfe. Woanders sieht man aus der Loge silbergraue Haare und kahle Köpfe. Hier ist das Stammpublikum – so scheint es – jung, lauter reizende junge Mädchen und junge Männer mit dichtem Haar. Eine schöne, eine junge Stadt, eine glückliche Stadt. Auch auf den Straßen diese Jugend. Das junge Budapest...

– Und sonst – fragte jemand den Schriftsteller – haben Sie nichts gegen die Vorführung oder das Publikum einzuwenden?

– O – sagte *Schnitzler* lächelnd – nichts, gar nichts. Im vierten Akt wurde etwas zu viel gehustet ... die scharfe Frühlingsluft ... der Aprilschnee...<sup>63</sup> Letzteres war wohl auch eine Bemerkung des Arztes – des Facharztes –, dessen Wiener Wohnung nach wie vor das Schild trägt: *Laryngologe Dr. Arthur Schnitzler*.

Der Teeabend dauerte bloß eine Stunde. Schnitzler legte sich bald zur Ruhe. Heute früh<sup>64</sup> fuhr er mit dem Schnellzug zurück nach Wien.<sup>65</sup>

### *3. Vilma Lengyel, Gespräch mit Arthur Schnitzler, 7. März 1926*

Wien hat eine eigentümliche Atmosphäre. Der äußerliche, entzückende Glanz der Metropole, die epochengetreue Dekadenz des prächtigen Vergnügungsangebots, die Dynamik und Lebensfreude touristischer Streifzüge, die stille Weltabgeschiedenheit der Kunst und der Wissenschaft, die rührende Familienliebe des Spießbürgers und die verkom-

<sup>63</sup> In Schnitzlers Tagebuch weicht das Urteil etwas ab: »Der 4. Akt wirkte auch sehr. Der 5. weniger. Verschlampf, lächerliche Extempore; neue dumme Striche.« (16. April 1913).

<sup>64</sup> Das deckt sich nicht mit dem Tagebuch, das für den 17. noch einige Besuche festhält, bevor er die Reise nach Wien antritt.

<sup>65</sup> [O.V.], Bécsi hirességek Budapestról. Schnitzler és Hansi Niese. In: Világ (Budapest), Jg. 3, 18. April 1913, S. 7. Es folgt, nach einem Trennzeichen, ein Text über den Aufenthalt der Schauspielerin Hansi Niese in Budapest. Schnitzler wird darin nicht erwähnt. Niese, in der Pause nach dem ersten Aufzug von Emmerich Kálmáns Operette »Cigányprímás« interviewt, lobt die Budapester (»von Geburt an zuvorkommend«), wundert sich jedoch, wieso Ferenc Molnárs Stück »Liliom«, das sie überaus schätzt und in dem sie selbst bereits die weibliche Hauptrolle gespielt habe, in Budapest nur mit mäßigem Erfolg laufe.

mene Liebelei des Abenteurers, die untrennbar voneinander existieren und die sterben müssen, sobald sie ihre jeweilige Entsprechung verlieren. Jedem Wiener wohnen diese Eigenschaften inne, diese Sehnsüchte, dem einen in größerem, dem anderen in kleinerem Ausmaß; so hält sich jeder für das auserwählte Kind der Stadt, für *das Weaner Kind*,<sup>66</sup> das von Gott in bester Laune geschaffen worden ist. Tränen der Wehmut sind kaum herabgelaufen, schon sind sie vergessen, und der Becher des Vergnügens ist noch nicht geleert, schon ist die Melancholie im Begriff, ihr schwarzes Tuch zu entfalten. Der Tod und die Liebe spielen so Fangen im Herzen der Wiener wie die Frühlingsbrise mit dem ersten Schmetterling. Unvergesslich nett und schrullig sind die Wiener, leichtsinnig, gutherzig, verständnisvoll und solidarisch.

Was aber dem einfachen Kind des Volkes (seit je und auch heute noch) unreflektiert innewohnt und wirkt, das haben Wiener Talente – ob Musiker, Schriftsteller, Dichter oder Künstler –, den mächtigen Eingaben der Intuition folgend, immer schon in ihren gehaltvollsten Werken verewigt. Wien wohnte den Dingen inne: Ob Mozarts Zauberflöte oder ein Walzer von Strauss erklingt, oder Bittners Te Deum<sup>67</sup> auf der Orgel ertönt oder ob es eben aus den Novellen Arthur Schnitzlers hervorlächelt. Die Probleme verlieren hier ihr drückendes Gewicht, die Tiefe offenbart sich an der Oberfläche, nimmt ein Bad im heiteren Sonnenlicht und schon ist es kein Problem mehr; es ist klar und natürlich; wir brauchen nur dem Gedanken Glauben zu schenken, der unserem Herzen entspringt. Und haben die Wiener etwa nicht recht? Ist das denn nicht die einzige richtige Wahrheit? Das will zumindest in jedem seiner Werke Arthur Schnitzler beweisen, und man muss Arthur Schnitzler heute für den am tiefsten schürfenden Kenner und besten Arzt, aber auch den blindesten Liebhaber der Wiener Seele halten. Die verbitterten und verzagten Barbiere, die in den abseitigsten Frisörläden Wiens Schaum anröhren, hängen Traumbildern nach und

<sup>66</sup> In der ungarischsprachigen Vorlage deutsch.

<sup>67</sup> Julius Bittner (1874–1939) war ein zeitgenössischer Wiener Komponist, Journalist und Jurist. Dessen »Große Messe mit Te Deum für Soli, gemischten Chor, großes Orchester und Orgel« wurde am 6. März 1926 im Großen Konzerthaussaal in Wien uraufgeführt (vgl. Ursula Renner, Hausbesuche. Hermann Menkes bei Wiener Künstlern und Sängerinnen. Eingeleitet, kommentiert und mit einem bibliographischen Überblick. In: HJb 24, 2016, S. 9–132).

huldigen Schnitzlers Werken genauso wie im oberen Zehntausend die Herren und Damen im Seidenpyjama. Auf dem Schoß der kleinen Närerinnen in der Straßenbahn und beim Nachmittagstee liegen Bücher von Schnitzler; in den Falten der Zobelfelle stecken Bücher von Schnitzler. Warum wohl? Denn Schnitzlers Bücher halten Wien einen Spiegel vor und in diesem Spiegel kann sich ein jeder wiedererkennen.

Im Kreise meiner Wiener Bekannten war ich die am meisten beneidete Person, als ich zusammen mit Arthur Schnitzler zu Mittag gegessen habe. Wir waren zu zweit bei einem sehr angesehenen Wiener Professor eingeladen. Im prächtigen Speisezimmer empfingen uns am nämlichen Mittag zugezogene Gardinen und taghelle elektrische Beleuchtung. Zunächst verstand ich diesen seltsamen Brauch nicht. Es schien die Sonne; darüber hätte man sich doch freuen müssen. Statt dessen versperrte man sorgfältig den Weg eines jeden kleinen hereinlachenden Strahls; ein unkundiger Mensch tut aber besser daran, vorsichtig zu sein und nicht allzu viel zu fragen, um sich nicht zu blamieren. Schnitzlers kleine Figur, sein weißer Doktorbart, seine tief sitzenden grauen Augen haben mich gänzlich gebannt. Er zeigte lebhaftes Interesse für Ungarn. Szeged<sup>68</sup> ... wo liegt's denn nur ... der Theiß... oh ja, Paprika-Fisch, Gulaschsuppe. Wunderbar, er entsann sich, einmal in Pécs eine Autorenlesung gehabt zu haben.<sup>69</sup> Er hatte sich den Magen verdorben, er war sehr unpässlich, da hat er quasi aus Wut von den tausend wunderbaren Gerichten, die ihm die Gastfreundschaft zur Verfügung stellte, einen großen Teller Gulaschsuppe gegessen und war im Nu wieder genesen. Schön, schön, sagte er, aber bloß für einen Tag. Er würde gern auch nach Szeged kommen, für eine Schnitzler-Premiere, um sich den Theiß anzusehen. Da wollte ich ihm Mut machen, ich erzählte, wie Dezső Szabó dorthin gelaufen

<sup>68</sup> Südungarische Stadt, vom Theiß, dem längsten Nebenfluss der Donau, durchflossen. Bei der Volkszählung 1910 wurden 118.000 Einwohner gezählt. Bekannt für seine Fischspeisen und das Szegediner Gulasch (mit Sauerkraut), wobei letzteres den Namen nicht vom Ort, sondern vom Schriftsteller József Székely (1825–1895) haben dürfte.

<sup>69</sup> Schnitzler hat nie in Pécs (deutsch: Fünfkirchen) gelesen. Auf welche andere Lesung sich die Anekdote bezieht, konnte nicht ermittelt werden. (»Gulyás« kommt nur zweimal im Tagebuch vor, jeweils in anderem Zusammenhang.)

war,<sup>70</sup> wie Zsigmond Móricz<sup>71</sup> die Stadt besucht hatte und dass Kálmán Mikszáth<sup>72</sup> am Anfang seiner Schriftstellerlaufbahn dort gelebt hat. Ich erreichte die erhoffte Wirkung nicht. Von keinem der Besagten hatte Schnitzler je etwas gelesen, er kennt Karinthy<sup>73</sup> nicht, Kosztolányi<sup>74</sup> nicht, er habe aber Ady gelesen.<sup>75</sup> Ich habe schon fast jegliche Hoffnung verloren, dass wir in einem von den Namen der ungarischen Talente endlich einen Anknüpfungspunkt finden könnten, da erwähnte er den Namen von Ferenc Molnár. Nachdenklich sprach er über Molnár, wie es ein Schriftsteller tut, der sich so wie Schnitzler vor dem Interview fürchtet. Der Professor schüttelte unwillig den Kopf. *Riviera* lasse Molnárs Namen nicht wirklich in Mode kommen – sagte er –. In Wien erntete es Missfallen, doch Schnitzler verteidigte Molnár.<sup>76</sup> Mag sein, dass er sich dabei selbst einigermaßen angesprochen gefühlt hat, denn beide, er und Molnár, sind darin Brüder, dass sie beide die Stimmungen des Lebens im Zentrum der Handlung festhalten, bloß dass der eine mit dem Pester Auge blickt, während der andere eine Wiener Sicht verwendet.

<sup>70</sup> Ungarischer Schriftsteller und Journalist (1879–1945). In der zweiten Hälfte des Jahres 1924 verbrachte Dezső Szabó ein halbes Jahr in Paris, brach dann aber überraschend auf, um den April und Mai in Szeged zu verbringen.

<sup>71</sup> Ungarischer Schriftsteller (1875–1942).

<sup>72</sup> Ungarischer Schriftsteller (1847–1910). In seiner Lektüreliste nennt Schnitzler just Mikszáth mit einem 1898 auf Deutsch erschienenen Werk (»Sankt Peters Regenschirm«). Ansonsten weist sie neun Autoren aus, darunter Molnár. Ausschließlich von Mór Jókai werden mehrere Titel genannt, insgesamt 11. Vgl. Achim Aurnhammer (Hg.), Arthur Schnitzlers Lektüren. Leseliste und virtuelle Bibliothek. Würzburg 2013, S. 142f.

<sup>73</sup> Frigyes Karinthy (1887–1938), ungarischer Schriftsteller.

<sup>74</sup> Dezső Kosztolányi (1885–1936), ungarischer Schriftsteller.

<sup>75</sup> Endre Ady (1877–1919), ungarischer Dichter. Eine Lektüre durch Schnitzler lässt sich nicht belegen.

<sup>76</sup> Franz Molnár (1878–1952), Schriftsteller und der erfolgreichste ungarische Dramatiker seiner Generation. In den 1920er Jahren konnte er nicht in gleichem Maße an die früheren Erfolge anschließen. »Riviera« erlebte am 23. Dezember 1925 im von Max Reinhardt geleiteten Theater in der Josefstadt seine deutschsprachige Uraufführung. (Vgl. Béla Balász, Riviera. Ein Spiel von Franz Molnar. In: Der Tag, Jg. 4, Nr. 1103, 25. Dezember 1925, S. 9f. und Rudolf Holzer, »Riviera«. Ein Spiel von Franz Molnar. Erstaufführung im Theater in der Josefstadt. In: Wiener Zeitung, Jg. 222, Nr. 295, 29. Dezember 1925, S. 1f.) Schnitzler kannte Molnár persönlich, besuchte aber die Aufführung nicht. Eine Kenntnis des Stückes lässt sich nicht nachweisen, sehr wohl aber die eines Dutzends weiterer.

– Hätte Molnár nichts als *Liliom* geschrieben, das allein würde mir ausreichen, ihn für einen großen Dichter zu halten.<sup>77</sup> Das war die einzige Aussage von Schnitzler, in der er aufrichtig und von Herzen seine Meinung über einen ungarischen Schriftsteller ausgedrückt hat.

Das Mittagessen neigte sich schon seinem Ende zu, das Gespräch nahm eine Wendung ins privatere. Schnitzler verleugnete sich nicht, sprach er doch mit einer Frau; also kam die Rede auch auf den Bubikopf. Jede Frau, die noch einen Haarknoten trägt – meinte er – zerstört die Harmonie der Kopfform. Ich kann nur jeder Frau den Bubikopf empfehlen. Allerdings interessant, dachte ich bei mir und versuchte das Gespräch auf Hans Müller und dessen Stück *Veronika* zu lenken, aber vergebens:<sup>78</sup> Schnitzler ist ein ebenso guter Diplomat wie Schriftsteller; er macht keine klaren Aussagen und wenn er eine Meinung äußert, dann versteckt er diese in einem Lächeln, so dass man gar nicht oder nur schwerlich herausbekommen kann, ob er das Wichtige für einen Gemeinplatz hält – oder in einer Randbemerkung ein Bekenntnis macht.

Wir sind nun bei Čechov und Dostojewski angelangt, als unsere Gastgeberin, übrigens Schnitzlers jüngere Schwester,<sup>79</sup> mehrmals unruhig zum Fenster blickte. Die Sonne ließ sich selbst bei der größten Anstrengung nicht aus dem Zimmer aussperren. Also fing sie an, auf ihren Bruder einzureden:

– Die Sonne scheint doch so schön, ist auch viel heller als das elektrische Licht, darf ich nicht vielleicht die Lampe ausschalten?

– Nein – lautete die Antwort –, ich kann das Lampenlicht nicht missen.

– Aber diese Beleuchtung ist so sonderbar.

<sup>77</sup> Molnárs erfolgreichstes Stück, in Budapest am 7. Dezember 1909 und seit 1912 auch regelmäßig an deutschen Bühnen aufgeführt. Schnitzler sah es bei einer Inszenierung am 10. Januar 1924 im Raimundtheater, bei der auch sein Sohn Heinrich in einer kleinen Rolle auftrat.

<sup>78</sup> Hans Müller-Einigen (1882–1950): »Ein Stück Alltags« in vier Akten wurde am 11. Februar 1926 im Deutschen Volkstheater uraufgeführt. Schnitzler besuchte die Aufführung nicht, aber sah am 13. Juni 1927 – über ein Jahr nach diesem Interview –, eine Verfilmung, jedoch ohne sich weiter darüber zu äußern.

<sup>79</sup> Schnitzler war der Erstgeborene, er hatte einen drei Jahre jüngeren Bruder und – mit Gisela – eine fünf Jahre jüngere Schwester.

– Dann dreh' die Sonne ab.<sup>80</sup>

Das ist also Arthur Schnitzler; nur sein einfaches Menschenherz ist eine noch mächtigere Macht als seine fürstlichen Gesten. Deshalb vergöttern ihn die Wiener und deshalb war das Beisammensein mit ihm ein so großes Erlebnis.

Vilma Lengyel<sup>81</sup>

#### *4. María Rónay, Arthur Schnitzler hält das Interview für eine überholte Gattung, 1927*

In der schwermütigen Ödnis des postrevolutionären Wiens<sup>82</sup> suchen wir vergebens nach dem Glanz der alten Kaiserstadt. Nur die architektonischen Schönheiten der prächtigen Paläste wahren noch die Erinnerung an das einstige Leben. Die Leute sind augenscheinlich verwahrlost und kummerbeladen. Lediglich die Fremden bringen ein bisschen Leben in die Stadt – auf den Straßen hört man mehr Fremdsprachen (besonders Ungarisch) als Deutsch.

Wir brechen auf, um Arthur Schnitzler, den Repräsentanten der österreichischen Literatur mit dem scharfen Blick und der sicheren Hand, zu besuchen.

Schnitzler wohnt in der Sternwartegasse,<sup>83</sup> in der Nähe des Türkenschanzparks, im vornehmen Villenviertel Wiens. Wir wandeln im Schatten von Laubkronen im stillen, scheinbar ausgestorbenen Stadtteil. Auf das Läuten am Gartentor hin öffnen sich automatisch vor uns das Eisengittertor sowie die Eingangstür des Hauses. Im vornehmen und eleganten Flur werden wir von einer Haushälterin empfangen.

<sup>80</sup> In der ungarischsprachigen Vorlage deutsch, daneben eine misslungene ungarische Übersetzung. Als Ausspruch wirkt es dem anekdotischen »Geh mir ein wenig aus der Sonne« nachgebildet, das Diogenes sich von Alexander dem Großen gewünscht haben soll. Eine negative Einstellung Schnitzlers zum Tageslicht lässt sich mit anderen Quellen nicht nachweisen.

<sup>81</sup> Vilma Lengyel, Beszélgetés Schnitzler Arthurral. In: Délmagyarország, 7. März 1926, S. 5.

<sup>82</sup> Gemeint ist die Auflösung der k.u.k. Monarchie am Ende des 1. Weltkriegs und der Übergang zur österreichischen Republik am 12. November 1918.

<sup>83</sup> Eigentlich: Sternwartestraße 71.

– Der Herr Doktor ist nicht daheim, er ging in die Stadt. Er kommt dann nur noch nach Hause, um seine Koffer zur Bahn bringen zu lassen, weil er heute noch in den Urlaub fährt.

Nach anderthalb Stunden unternehmen wir einen letzten Versuch, in der Villa anzurufen.

Es ertönt eine angenehme, warme Männerstimme:

– Hallo, hier Arthur Schnitzler beim Telephon!<sup>84</sup>

Wir sagen ihm, dass wir anrufen, weil wir ihn gerne um ein Interview gebeten hätten. Wenn es aber einmal wegen der knappen Zeit unmöglich sei, ihn persönlich zu sprechen, so möge er doch mindestens per Telefon ein paar Fragen von uns beantworten.

– Tut mir sehr leid, aber es ist mir schier unmöglich, Ihren Wunsch zu erfüllen – lautet die Antwort –, ich gebe aus Prinzip niemandem je ein Interview.

– Machen Sie doch, bitte, jetzt eine einzige Ausnahme! Ich bin nur deshalb nach Wien gekommen, um Sie sprechen zu können! – versuchen wir ihn zu überreden.

Er lacht frohgemut in den Hörer.

– Auch ich würde mich sehr gern mit Ihnen unterhalten und würd' mich freuen, wenn Sie mich nach meiner Rückkehr aufsuchen würden, aber ein Interview kann ich nicht geben – glauben Sie mir, bitte, es ist unmöglich. Denn wenn ich mich von einem interviewen lasse, würden mich alle anderen anstürmen. Ich kann unmöglich Ausnahmen machen.

Er wird nun ernst, indem er fortfährt:

– Sowieso halte ich das Interview für eine überholte Gattung. Keiner kann doch einen anderen nach einem Gespräch von der Dauer einer Stunde getreu porträtiieren, das setzt doch eine langjährige Bekanntschaft voraus.

– Dann verraten Sie wenigstens dem ungarischen Publikum (das Ihre Werke leidenschaftlich liest), woran Sie gerade arbeiten.

<sup>84</sup> In der ungarischsprachigen Vorlage deutsch. Um diese Zeit legte sich Schnitzler eine Geheimnummer zu, »A10.0.81«.

Erneut lacht er bei seiner Antwort:

– Woran ich gerade arbeite, werden Sie erfahren, wenn mein Werk fertig sein wird – alles Übrige geht das Publikum nichts an. Solange ein Werk nicht fertig ist, gehört das allein dem Autor, es gehört zu seinem Privatleben, das die breite Masse überhaupt nichts angeht.<sup>85</sup> Alles vergebens; er bleibt unbeugsam; nichts kann man aus ihm herausbringen.

Mária Rónay<sup>86</sup>

*5. Jób Paál (I), Arthur Schnitzler ist stolz darauf, Jude aus Ungarn zu sein, 15. August 1931*

**Arthur Schnitzler ist stolz darauf, Jude aus Ungarn zu sein.  
Er sehnt sich zurück nach Nagykanizsa, wo er mit vier zum letzten  
Mal war**

Semmering, Ende Juli 1931

Als kleiner Mann sieht er József Kiss<sup>87</sup> ausgesprochen ähnlich. Wie ich ihm im Foyer des Semmeringer Südbahnhotels zum ersten Mal gegenüberstand, glaubte ich mich fast in der Népszínház-Gasse,<sup>88</sup> wo einmal der selige Miksa Szabolcsi<sup>89</sup> mich hingeschickt hatte, um mit dem unsterblichen Dichter des »Jehova«<sup>90</sup> ein Interview zu machen. Und auch seine Hände sind gänzlich wie die von József Kiss; die blauen Adern schimmern durch die feine dünne Haut. Und vielleicht spricht er sogar so, wie der jüdische Lehrer aus Arad<sup>91</sup> einst gesprochen hat;

<sup>85</sup> Das stimmt überein mit der sonst von Schnitzler gelebten Praxis, nicht öffentlich über Texte zu sprechen, bevor sie abgeschlossen waren.

<sup>86</sup> Mária Rónay, Schnitzler Artur elavult műfajnak tartja az interjút. In: Literatura 2, 1927, H. 10, S. 337.

<sup>87</sup> József Kiss (1843–1921), ungarischer Schriftsteller und Herausgeber.

<sup>88</sup> Gasse in Budapest. Kiss wohnte die letzten Jahre seines Lebens im Haus Nr. 22, im vierten Stock eines eleganten Gebäudes, das einer Brauerei gehörte und Bierpalast genannt wurde.

<sup>89</sup> Ungarischer Journalist (1857–1915) und, ab 1886 bis zum Tod, Herausgeber der jüdischen Wochenschrift »Egyenlőség« (Gleichheit).

<sup>90</sup> Die Bedeutung der Verserzählung »Jehova« (1884) von Kiss liegt in der Beschreibung jüdischer Identität in Ungarn. Er schuf auf diese Weise Platz für jüdische Themen, die bis dahin kaum öffentlich behandelt werden konnten.

<sup>91</sup> Kiss.

musikähnlich sanft und still klingen seine Worte. Seine Hände hinter dem Rücken faltend, bewundert er das herrliche Panorama, das Gott hier zwischen den großen Bergen geschaffen hat. Er ist hierhergekommen, um unterhalb der Blumenwiesen zu arbeiten. Er hat noch keinem Journalisten ein Interview gegeben. Über die Gattung Interview meint er, dass sie eigentlich ein Porträt sei und porträtiieren könne man nur jemanden, den man wirklich gründlich kennt. Als ich ihn um ein Treffen ersuche, kommt seine Antwort bald: Er freue sich, mich kennenlernen zu dürfen, meine Beiträge kenne er bereits,<sup>92</sup> doch von meiner Absicht, mit ihm ein Interview zu machen, müsse ich Abstand nehmen.

Unmittelbar vor seiner Abreise habe ich mit ihm Bekanntschaft gemacht.<sup>93</sup> Er kam zu mir und entschuldigend sagte er: Heute Abend reise ich zu meinem Sohn ins Salzkammergut und ich wollte doch nicht wegfahren, ohne mich mit Ihnen unterhalten zu haben. Doch kein Interview! Schon der bloße Gedanke eines Interviews widert mich an. Er streicht über den Kopf meines Sohnes<sup>94</sup> und lächelnd fragt er ihn: »Wie alt bist du, mein Junge?« »Fünfzehn« – antwortet dieser. Arthur Schnitzlers Augen werden feucht:

– Fünfzehn Jahre ... auch ich war einst so jung ... lange, lange ist es her ... da ist mein erster Novellenband erschienen ... zu Hause werde ich ihn heraussuchen und dann dir zuschicken ... mein erstes Buch ...<sup>95</sup> Wir plaudern über Autoren, Theaterstücke, über Erfolge, über das Leben. Zu Papier und Bleistift darf ich nicht greifen. Auf einmal sagt Schnitzler lachend:

– Wie sonderbar ist es doch, dass die Weltliteratur, die Kunst der Welt von keiner anderen Nation mit so vielen Werten bereichert wurde wie von den ungarischen Juden. Nur wenige wissen, dass auch ich

<sup>92</sup> Das Interview erschien in einer geänderten deutschen Fassung im »Neuen Wiener Journal«, für das Paál öfter geschrieben hat und das Schnitzler regelmäßig las.

<sup>93</sup> Am 28. Juli 1931 im Südbahnhotel, wie aus Schnitzlers Tagebuch hervorgeht. Er reiste noch am selben Tag ab, jedoch nach Wien.

<sup>94</sup> János Paál (1916–2010). Er wurde Arzt und Psychoanalytiker.

<sup>95</sup> Schnitzlers erster Novellenband, »Die Frau des Weisen«, erschien 1898, als er bereits 26 Jahre alt war. Dass es sich um dieses Buch handelt und nicht um die erste Buchveröffentlichung Schnitzlers, den Einakter-Zyklus »Anatol« (1892, vordatiert auf 1893), geht aus dem nachfolgenden Interview mit Paál hervor.

selbst hierzu gehöre. Ich bin auch stolz darauf. Auch mein Stammbaum hat seine Wurzeln in Transdanubien. Mein Großvater war Schreiner in Nagykanizsa.<sup>96</sup> In seinem Fach soll er, wie es hieß, ein Künstler gewesen sein. Ich hab' immer geglaubt, das sei bloß eine Legende. Vor Jahren hat mich jedoch ein Herr aus Nagykanizsa, namens Zerkovitz, hier im Südbahnhotel angesprochen.<sup>97</sup> Er sagte: Entschuldigen Sie, dass ich mich Ihnen einfach so vorstelle, aber ich möchte Ihnen sagen, dass unsere Familie ein Meisterwerk besitzt, das von Ihrem Großvater angefertigt wurde. Dann erzählte der Herr, dass sie in Nagykanizsa zwei sekretärartige Schränke in großer Hochschätzung bewahren, beide seien Werke meines Großvaters. Ich fragte Herrn Zerkovitz, ob er mir den nämlichen Schrank vielleicht abtreten würde. Dazu war er jedoch nicht geneigt. »Mag ich den großen Schriftsteller auch noch so hochschätzen, ich trenne mich doch nicht von jenem Schatz, dem ich mein Leben zu verdanken habe.« Über diese Worte wunderte ich mich, er erklärte sie mir aber im Folgenden.

– Dieser Schrank hat ein geheimes Fach, in jenem die Familie ihr Vermögen während der Kommune<sup>98</sup> versteckt hatte. Und die Kommunisten nahmen den Schrank auseinander, wühlten alle seine Fächer durch, doch das Versteck mit dem Vermögen fanden sie nicht. Mein Großvater hat sein Werk sehr brav und geschickt angefertigt. Meine Großmutter war aus Szombathely<sup>99</sup> und weder beherrschte sie noch

<sup>96</sup> Josef Schnitzler starb am 30. Januar 1863. Der Enkel Arthur war zu diesem Zeitpunkt ein dreiviertel Jahr alt, persönliche Erinnerungen sind auszuschließen. In seiner Autobiografie schreibt Schnitzler gleichfalls: »Er soll des Lesens und des Schreibens unkundig, in seinem Handwerk beinahe ein Künstler gewesen sein«, erwähnt aber in Folge, dass dessen Alkoholkonsum bleibende prekäre finanzielle Verhältnisse verursachte (Jugend in Wien [wie Anm. 39], S. 13f.).

<sup>97</sup> Vgl. den Tagebucheintrag Schnitzlers zum 21. Februar 1923: »Nach Tisch stellt sich mir ein Herr Zerkovitz vor, der aus Groß-Kanizsa gebürtig zwei von meinem Großvater verfertigte kunstvolle Schränke besitzt, mit Geheimfächern, die ihm in Budapest zur Communisten Zeit von Nutzen waren.« Das Gespräch mit dem Unternehmer Ludwig Zerkovitz (1865–1939) dürfte aber in Edlach und nicht, wie Paál behauptet, am Semmering stattgefunden haben.

<sup>98</sup> Gemeint ist die ungarische Räterepublik 1919.

<sup>99</sup> Rosalie Schnitzler, gestorben 1878 im 66. Lebensjahr. Tatsächlich dürfte sie in Kaposvár geboren sein. (Seine Großmutter mütterlicherseits kam aus Güns, etwa 18 Kilometer von Szombathely entfernt.)

mein Großvater außer dem Ungarischen eine andere Sprache.<sup>100</sup> Und ich kann kein Wort Ungarisch. Mein Vater ging ja jung nach Wien, wurde Medizinstudent und dann blieb er auch da.<sup>101</sup>

– Ich war nur ein einziges Mal in Nagykanizsa. Ich mag da etwa vier Jahre alt gewesen sein. Ich kann mich an nichts mehr erinnern, außer dass meine Großeltern gütige alte Leute waren. Freitagabends brannte eine Kerze auf ihrem Tisch. Und ich erinnere mich, dass sie irgendwo draußen bei der Eisenbahnstation gewohnt haben mussten, denn es verließ ein enorm großer Zaun neben ihrem Haus und dahinter pfiff immer wieder die Lokomotive. Diesseits des Zaunes stand ein Hühnerstall und ich spielte mit den Hühnern. Es ist möglich, dass ich noch Verwandte in Nagykanizsa habe, leider weiß ich nichts darüber. Trotzdem muss ich einmal dorthin. Es zieht mich dahin, wo mein Vater geboren ist.<sup>102</sup>

– Auch in Pest bin ich seit dem Krieg nicht mehr gewesen.<sup>103</sup> Es mag vielleicht zwanzig Jahre her sein, dass ich zum letzten Mal dort war, wiewohl viele meiner Freunde in Pest leben. Ich müsste auch einmal dahin fahren.

Jetzt, wo er mir da gegenüber sitzt auf der Rücklehne eines dunkelroten Fauteuils, lässig, aber graziös, schließe ich kurz die Augen und es erscheint vor mir wieder die alte Assoziation. Das Bild nach dem lederegebundenen Buchdeckel des Gedichtbandes von József Kiss. Verträumte blaue Augen, kleiner weißer Bart, unter dem Bild zwei Verse:<sup>104</sup>

<sup>100</sup> Die Briefe, die Johann Schnitzler (1835–1893) an seine Eltern schrieb, sind auf Deutsch verfasst, womit die Umgangssprache der Großeltern ebenfalls als Deutsch anzunehmen ist. (Jutta Jacobi, Die Schnitzlers. Eine Familiengeschichte. St. Pölten / Salzburg / Wien 2014, S. 17).

<sup>101</sup> Johann Schnitzler übersiedelte im Frühling 1858 von Budapest nach Wien, um Medizin zu studieren. Nach seiner Promotion 1960 machte er als Laryngologe Karriere, leitete eine Klinik und gab eine medizinische Fachzeitschrift heraus.

<sup>102</sup> Das entspricht sinngemäß weitgehend der Darstellung dieses Aufenthalts in der Autobiografie (wie Anm. 39, S. 14f.), nur dass er da sein eigenes Alter mit fünf oder sechs angibt. Faktischer Fehler hier ist, dass sein Großvater nicht mehr lebte. In der Autobiografie, verfasst zwischen 1915–1918, führt ihn dieser Besuch aber zur gegenteiligen Reflexion, nämlich keinerlei Verlangen danach zu haben, den Herkunftsort seines Vaters wiederzusehen.

<sup>103</sup> Der letzte Aufenthalt war am 16. und 17. April 1913.

<sup>104</sup> Es dürfte sich um die Stahlnadelradierung am Vorsatzblatt der günstigen Ausgabe der Gedichte von József Kiss handeln: Összes költeményei. Olcsó kiadás [Alle Gedichte. Taschenbuch]. Budapest 1899. Darunter als Faksimile vier Verse aus der vierten Strophe des Gedichts

*...az én világom az álomlátások,  
az én aratásom egy marék virág...  
...meine Welt: die Traumvisionen,  
meine Ernte: eine Handvoll Blumen...*

Gott, wie viel große Männer haben wir doch in die Weltkultur exportiert. Felix Salten,<sup>105</sup> Professor Reinhardt, dessen Werke nun die Zuhörer von hundertfünfzig Radiosendern in der ganzen Welt gespannt verfolgen,<sup>106</sup> Emmerich Kálmán,<sup>107</sup> Artur Halmi, der jenseits des Ozeans der Porträtiest der Rockefellers und der Vanderbilts geworden ist,<sup>108</sup> sie alle traten ihre steil emporsteigende Laufbahn von hier aus an. Und jetzt stellt sich auch von Arthur Schnitzler heraus, dass seines Vaters Wiege in der Gegend des Balaton<sup>109</sup> schaukelte.

Er arbeitet viel. Fünfundsechzig Jahre alt ist er,<sup>110</sup> doch geht er schnellen Schrittes auf den Wegen der Berghänge. Alle Taschen seines Gewands sind voller Bleistifte. Wo auf der Wiese lila Zyklamen hervorkommen, hält er inne und macht in seinen Block mit dem braunen Deckel Notizen. Der Wind zerzaust seine langen braunen Haare, die mit seinem schneeweissen Bart in so wunderschöner Dissonanz stehen, doch das kümmert Schnitzler, den großen Geschichtenerzähler, gar nicht. Unbeirrt geht er seines Weges, umfasst mit seinen Augen, diesen warm glänzenden blauen Augen, das Hochalpenpanorama und seine Seele ist voll mit Schaffensdrang. Er steht in der Morgendämmerung auf, Rast und Ruhe gibt's für ihn nicht.

»Tüzek« (dt. Feuer [ung. im Plural]). Diese vier Verse werden im folgenden Zitat zu zweien vermengt. Im Original lauten sie: »Az én mezőmön nem értek kalászok, / Az én aratásom egy marék virág, / Az én gyönyöröm az álomlátások, / Az én világom egy álomvilág.« (dt.: »Auf meinem Kornfeld reisten keine Ähren, / Meine Ernte: eine Handvoll Blumen, / Meine Wonne: die Traumvisionen, / Meine Welt: eine Traumwelt.«)

<sup>105</sup> Felix Salten, heute vor allem bekannt als Autor der Tiergeschichte »Bambi«, kam 1869 als Siegmund Salzmann in Budapest auf die Welt.

<sup>106</sup> Der Theaterregisseur Max Reinhardt (1873–1943) wurde 1873 als Max Goldmann in Baden bei Wien geboren. Seine Eltern waren aus Ungarn zugewandert. 1926 wurden erstmals die Salzburger Festspiele weltweit live im Radio übertragen.

<sup>107</sup> Der Komponist Imre Kálmán (1882–1953) verfasste einige der populärsten Operetten seiner Zeit und war dadurch auch außerhalb Europas ein bekannter Name.

<sup>108</sup> Artúr Lajos Halmi (1866–1939) war einer der bekanntesten Maler der Epoche und nicht zuletzt in den Vereinigten Staaten erfolgreich.

<sup>109</sup> Nagykanizsa ist etwa 20 Kilometer vom Balaton/Plattensee entfernt.

<sup>110</sup> Tatsächlich war Schnitzler seit dem 15. Mai des Jahres 69 Jahre alt.

Er ist gleichzeitig mit einer Vielzahl von Arbeiten beschäftigt. Er schreibt an einem Roman und auch an einem Theaterstück. Seine Figuren nimmt er aus dem Leben. Zuerst freundet er sich mit ihnen an, erst dann werden sie zu Papier gebracht. Er freut sich des Lebens und seiner Geheimnisse. Und nützt sein ganzes Wissen und streut die Millionen Geheimnisse mit beiden Händen großzügig in der ganzen Welt aus...<sup>111</sup>

## *6. Jób Paál (II), Arthur Schnitzlers letztes Interview, 25. Oktober 1931*

**Tátraszéplak, 112 22. Oktober.** Tiefbetroffen lese ich hier in Tátraszéplak die traurige Nachricht: Arthur Schnitzler, der wahre Kenner und Erzähler des menschlichen Lebens, ist in Wien plötzlich gestorben. Ich sehe vor mir sein unverwechselbares Profil, seine kleine, fragile Figur, die, sooft sie sich im Semmeringer Hotel sehen ließ, rundum Ehrfurcht erweckte.

Ich war mit Arthur Schnitzler eng verbunden.<sup>113</sup> Ich bin stolz darauf, der erste Journalist gewesen zu sein, dem Arthur Schnitzler ein Interview gegeben hatte. Über die Gattung Interview hatte er durchaus seine vorgefertigte Meinung. Jetzt, wo in wenigen Stunden seine sterblichen Überreste dem Zerfall überantwortet werden, gestehe ich: Als ich zu Papier brachte, was er gesagt hat, hatte ich Angst, er würde mir das verargen. Dies trat aber nicht ein. Das Interview war gedruckt erschienen und zwei Tage später bekam mein Sohn von ihm ein Buch mit Widmung. Und einige Wochen später, als wir uns begegneten, reichte er mir freundlich seine Rechte.

– Unser Gespräch – sagte er – war ursprünglich nicht für ein Interview bestimmt. Sie hatten sich keine Notizen gemacht und schrieben

<sup>111</sup> Jób Paál, Schnitzler Arthur büszke arra, hogy magyar zsidó. In: Egyenlöség, Jg. 51, Nr. 40, 15. August 1931, S. 9. Abdruck der beiden Texte Paáls mit freundlicher Erlaubnis von Gabor Paál.

<sup>112</sup> Kleiner Kurort in der Hohen Tatra in der Slowakei. Von Paál wird berichtet, dass er sich außerhalb der Saison Kost und Logis erschnorrte, indem er dafür positiv über das jeweilige Hotel berichtete (Amerika Magyar Világ, Jg. 12, Nr. 43, 26. Oktober 1975, S. 8).

<sup>113</sup> Abgesehen von dem Treffen am 28. Juli 1932 gibt es keinen Hinweis, dass sich die beiden kannten.

dann trotzdem das nieder, was ich gesagt hatte. Fünfzig Jahre lang habe ich niemandem je ein Interview gegeben. Ich nehm's Ihnen nicht übel, dass Sie das Festgehaltene veröffentlicht haben. Sie konnten in meiner Seele lesen und Ihre Worte wirkten wohltuend auf mich...<sup>114</sup> Seither habe ich ihn nie wieder getroffen.

\*

*Rostler*<sup>115</sup> ist der Name des Portiers des Südbahnhotels in Semmering; er war ein alter, dem Dichter nahestehender Freund. Dieser Rostler ist möglicherweise ebenso lange Hotelportier wie Arthur Schnitzler Schriftsteller war. Er tritt auch in einem Bühnenstück des Dichters auf. Vor Jahren – es mag sogar schon zwanzig Jahre her sein – wurde Schnitzlers mittlerweile berühmt gewordenes Stück »Das weite Land« im Wiener Burgtheater aufgeführt; in diesem Stück tritt auch Rostler auf. Bei der Premiere diente er zur Vorlage für die Maske des Darstellers.<sup>116</sup> Ich habe nun Rostler gebeten, für mich ein Interview zu erwirken. »Ich traue mich nicht mit Ihrem Wunsch vor den Herrn Schnitzler« – sagte mein Freund Rostler, als ich ihm meinen kühnen Plan erzählte –, »ich weiß doch, dass man alles von ihm erbitten darf, bloß kein Interview. Ich befürchte sogar, ihn mit einem solchen Wunsch am Ende noch aus dem Südbahnhotel zu verscheuchen. Ich rate Ihnen aber etwas. Schreiben Sie ihm einen Brief; er ist ein höflicher Mensch, er wird bestimmt antworten. Und auch seine Antwort könnte einem Interview gleichkommen!« Ich handelte dann auch dem

<sup>114</sup> Dieses Treffen lässt sich nicht belegen.

<sup>115</sup> Geboren als Karl Rosenbaum (1872–1940) änderte er zu einem nicht genauer bekannten Zeitpunkt seinen Namen zu Rostler, mutmaßlich um nicht unmittelbar als jüdisch erkennbar zu sein. Er begann am 18. Juni 1899 als Portier des Südbahnhotels und blieb es bis 1932. An sich ein Original, wurde er durch das literarische Porträt im dritten Akt von »Das weite Land« unsterblich. Schnitzler widmete ihm eine Erstausgabe von »Das weite Land« mit der Inschrift: »Herrn Karl Rostler, dem scharmantesten, mir persönlichsten aller Portiere«. [O. V.], Wie Schnitzler seine Menschen zeichnete. Was der Portier vom Südbahnhotel am Semmering erzählt. In: Neues Wiener Journal, 22. November 1931, S. 14f. Vgl. auch Rafael Hualla, Schnitzler-Held in Not. In: Der Morgen, Jg. 6, Nr. 31, 5. August 1935, S. 8.

<sup>116</sup> Der Schauspieler Hugo Thimig (1854–1944) reiste für die Rolle des Rosenstock zehn Tage vor der Uraufführung auf den Semmering, um Rostler besser darstellen zu können (vgl. Tagebuch, 1. Oktober 1911).

Rat gemäß und legte den Brief ins Fach von Arthur Schnitzler.<sup>117</sup> Zu Mittag hielt ich seine Antwort in der Hand. So ist der Wortlaut seines Briefes:

Lieber Herr Paál, es würde mich sehr freuen, Sie persönlich kennenzulernen zu dürfen. Gerne würde ich mich mit Ihnen unterhalten, unter der strengen Bedingung allerdings, dass unser Gespräch in jeder Hinsicht privater Natur sein muss. Sie dürfen gar nicht erst an ein Interview denken. Ich bin überzeugt, dass Sie mich hierin verstehen. Das kann ich auf Ihren netten Brief erwidern. Herzlich grüßt Sie Ihr ergebener Arthur Schnitzler.

Ich hatte am nämlichen Tag viel zu tun und Schnitzler seinerseits hatte Besuch. Ich hoffte auf ein Treffen erst zu Abend, aber der Schriftsteller kam bereits am Nachmittag auf mich zu. Ich richtete mich im zur Zeit des Nachmittagschlafchens menschenleeren Roten Salon des Hotels ein und tippte an irgendeiner Reportage, als jemand seine Hand auf meine Schulter legte. Ich wandte mich um. Hinter mir stand Arthur Schnitzler. Lächelnd sagte er:

– Störe ich Sie etwa?

– Wieso denn, ich bin ja froh, Sie sprechen zu dürfen – und mechanisch griff ich nach meinem Bleistift.

Er nahm mir lachend den Bleistift aus der Hand.

– Nur kein Bleistift! Es gibt doch ein Abkommen zwischen uns! Heute kein Interview!

Ohne ein Wort habe ich mich gefügt und der Schriftsteller setzte sich leicht und rasch auf die Rückenlehne des breiten Fauteils, strich sich über den weißen Bart und zog lachend einen goldenen Bleistift aus seiner Rocktasche hervor.

– Wissen Sie, wie viele Bleistifte ich besitze? Ich selbst weiß es nicht. In jeder meiner Taschen muss sich mindestens einer befinden.

Und lächelnd zog er die Bleistifte aus seinen Hosen-, Westen- und Rocktaschen; einen nach dem andern. Es gab da allerlei Sorten. Klein, dick, grün und auch einen mit einer blauen und einer roten Spitze. Sie hatten eine Federung und die Spitze von einem jeden war abge-

<sup>117</sup> Dieser Brief ist mit 27. Juli 1931 datiert und wird heute im Nachlass Schnitzlers in der Cambridge University Library aufbewahrt (Signatur Schnitzler, B 1015).

stumpft.<sup>118</sup> Wir fingen uns zu unterhalten an und aus diesem Gespräch entstand dann das möglicherweise interessanteste Interview meiner Journalistenlaufbahn.

\*

– Wissen Sie, warum ich nie ein Interview gebe? – fing Arthur Schnitzler an. – *Weil es so etwas wie ein ehrliches Interview gar nicht gibt.* Es gibt dreierlei Arten des Interviews.<sup>119</sup> Gespräche mit Politikern, Schauspielerinnen und Schriftstellern. Das Interview mit dem Politiker kann nie aufrichtig sein, der Politiker sagt immer das Gegenteil dessen, was er denkt, er zeigt nie sein Herz, vielleicht deshalb nicht, weil er keines hat. Wie entsteht eigentlich ein Interview? Ein Mensch fragt und der andere antwortet auf diese Fragen. Der Politiker antwortet aber niemals auf die Fragen, die an ihn gerichtet werden, sondern sagt immer nur das, von dem er haben will, daß es gedruckt werde. Und die Schauspielerin? Für sie ist es ganz egal, was gefragt und was geschrieben wird, für sie ist es nur wichtig, daß ihr Name recht oft in die Zeitung komme.

Mit einem Schriftsteller aber kann man kein Interview machen. Wenn ein Schriftsteller etwas zu sagen hat, dann schreibt er es selbst und betraut damit keinen anderen. Nur ich selbst bin ja imstande, meine eigenen Gedanken richtig wiederzugeben, einem anderen ist dies unmöglich. Der Schriftsteller kann nie mit Worten, sondern nur mit dem Geschriebenen sprechen.

»Stellen sie sich vor«, fährt Schnitzler fort, »daß hier ein Grammophon steht. Die feine Nadel überträgt jedes Wort unseres Gesprächs auf die Platte. Und der Setzer der Druckerei setzt nach keinem Manuskript, sondern nach seinem Gehör, einfach von der Platte weg. Was für ein Durcheinander müßte da herauskommen!

<sup>118</sup> Die vielen Bleistifte erwähnt auch der Portier Karl Rostler. ([O. V.], Wie Schnitzler seine Menschen zeichnete [wie Anm. 115], S. 14).

<sup>119</sup> Ab hier folgt der Text der autorisierten deutschsprachigen Veröffentlichung aus dem »Neuen Wiener Journal« (Jób Paál, Gespräch mit Artur Schnitzler. Warum der Dichter nichts von Interviews hält und warum kein gutes Porträt von ihm existiert. In: Neues Wiener Journal, Jg. 39, Nr. 13540, 2. August 1901, S. 5).

Wissen Sie, warum ich kein Interview gebe? Ich stehe zum Interview ähnlich wie zum Porträt. Von mir hat man noch kein gutes Porträt gemalt, das größte Genie ist außerstande, ein richtiges Charakterporträt desjenigen zu malen, der ihm bloß ein- oder zweimal sitzt. Um ein richtiges Porträt zu malen, müßte der Maler viele Jahre hindurch sein Modell studiert haben. Nur eine langjährige Freundschaft zwischen Modell und Künstler befähigt letzteren, ein lebenswahres Porträt zu schaffen. Ähnlich ergeht es mir. Ich lebe mit den Personen, die ich in meinen Arbeiten beschreibe, durch viele Jahre hindurch in enger Freundschaft und nur so ist es mir möglich, sie richtig zu zeichnen. Mit mir könnte nur der ein Interview machen, der jahrelang an meiner Seite lebte und mich durch und durch kennt. Er müßte um meine Gedanken, meine Seele und alle meine Eigenschaften wissen. Ein Interview mit einem Schriftsteller ist nämlich nichts anderes als ein Porträt desselben und niemand auf der Welt ist imstande, von mir nach einer einmaligen Sitzung ein Porträt zu malen. Auch nicht in Form eines Interviews.«

Ich versuche eine Frage: »Woran arbeiten Sie jetzt, Meister?« Lächelnd weicht mir Schnitzler aus.

»Ich habe schon gesagt, daß es heute kein Interview geben wird. Und außerdem könnte ich Ihnen auch nicht sagen, woran ich jetzt arbeite. Ich arbeite immer an vielem zugleich. Ich habe meine ganz besondere Arbeitseinteilung. Zuerst mache ich mir meine Notizen, aus denen diktiere ich in die Maschine; wenn aber das Diktat fertig ist, dann fängt meine eigentliche Arbeit an.<sup>120</sup> Während unseres Gesprächs kam mein Sohn zu uns. Vor Ehrfurcht zitternd bittet er den Meister um ein Autogramm. »Wie alt bist du, mein Sohn« – fragt Arthur Schnitzler, schüchtern antwortet das Kind. »Fünfzehn...«

Schnitzler wird nachdenklich... »*Fünfzehn... schönes Alter... als ich so jung war, sind meine ersten Novellen erschienen...* Wenn ich wieder zu Hause in Wien sein werde, schicke ich dir sie zu...«

... Er verschickte sie dann auch wirklich. Mit einer warmherzigen Widmung an den Fünfzehnjährigen...

<sup>120</sup> Hier endet die Übereinstimmung mit dem Neuen Wiener Journal. Eine Erwähnung des Literaturwissenschaftlers Otto P. Schinnerer, die im Journal folgt, ist gestrichen.

\*

Er war ein kleines, weißbartiges Männlein mit wunderbar blauen Augen. Er war stolz auf seine ungarische Herkunft. Sein Großvater war Tischler in Nagykanizsa und berühmt in seinem Fach. Arthur Schnitzler wollte in diesem Jahr Nagykanizsa aufsuchen, den Ort, woher sein Vater, der spätere berühmte Wiener Arzt, einst als armer Student nach Wien aufgebrochen war... Schnitzler mochte die Berge sehr... Stundenlang konnte er auf die Kiefern starren und dem Treiben der flinken Eichhörnchen zusehen.

Jób Paál<sup>121</sup>

*7. Hans Habe, Letztes Gespräch mit Arthur Schnitzler, 25. Dezember 1931*

**Letztes Gespräch mit Arthur Schnitzler.  
Über sich selbst als Arzt, über Steinach und Voronoff, über die  
Erotik, über Lenin und den Krieg**

In der Edlacher<sup>122</sup> Einsamkeit, unter den Almwiesen von Semmering, habe ich Arthur Schnitzler zum letzten Mal getroffen. Als ich ihn ersuchte, sich über aktuelle Themen und über sich selbst zu äußern, sträubte er sich zunächst. Schließlich begann er doch zu lächeln. Fortwährend spielte dann ein melancholisches, nachdenkliches Lächeln um seinen Mund. Einst mag das das teils sarkastische, teils herablassende, teils höhnische, teils traurige Lächeln des Anatol gewesen sein; in den letzten Jahren gewann die Traurigkeit Oberhand; von der leichtsinnigen Melancholie des Anatol ist nur noch reine Melancholie übrig geblieben; von blasierter Resignation nur noch die Resignation.

<sup>121</sup> Jób Paál, Schnitzler Artur utolsó interjuja. In: Délmagyarország, Jg. 7, Nr. 24/3, 25. Oktober 1931, S. 6.

<sup>122</sup> Edlach an der Rax, heute zu Reichenau an der Rax gehörend, war ein beliebter Gebirgskurort, keine 100 Kilometer südlich von Wien. Ein Aufenthalt in Edlach lässt sich für 1931 nicht belegen, schon gar nicht, wie es später im Text heißt, im Herbst.

Wie wenn er bemerkte hätte, dass ich eben diese Veränderung, dieses stille Verwelken beobachtete, wandte er sich unvermittelt mir zu:

– Nein, Sie sind im Irrtum, *ich bin nicht müde, bloß resigniert*. Ja, glauben Sie mir, trotz aller Bitternisse meines Lebens hänge ich mit Leidenschaft am Leben. Und ich werde es immer heiß lieben – denn nie im Leben werde ich Philosoph sein. *Lebensfreude ist gleich Neugierde*. Philosophische Menschen sind nie neugierig. Sie haben das Leben in ein System gezwängt und finden sich damit ab. Für mich ist jedoch noch jedes Erlebnis eine Sensation! *Langeweile kenne ich nicht, die Langeweile ist ebenso eine Krankheit wie die Blindheit.*<sup>123</sup> Nie im Leben habe ich über etwas nachgedacht. Gedanken habe ich, die kommen und gehen von selbst. Denken ist kein Beruf.

Das Gespräch mäanderte hierhin und dorthin. An diesem Herbstnachmittag ging es um allerlei Dinge, bloß nicht um die Antworten, die ich erbitten wollte. Jetzt, wo er gestorben ist, und sein Tod mich der Pflicht zur Diskretion enthebt, darf ich alles sagen, was ich damals von ihm gehört habe. Ich rekonstruiere das ganze Gespräch aus meinem Gedächtnis.

Zunächst sprach Schnitzler, der Arzt. Von der Lebensfreude waren wir zu den berühmten Operationen von Steinach<sup>124</sup> und Voronoff<sup>125</sup> übergewechselt. Als er über medizinische Fragen sprach, schien er

<sup>123</sup> Dies ist die erste aus Vierecks Interview entlehnte Stelle. Um einen Eindruck von Habes Vorgangsweise zu ermöglichen, sei an dieser Stelle seine Vorlage zitiert: »Nein«, antwortete Schnitzler und strich über seinen Bart, »ich bin kein Philosoph. Glücklicherweise gibt es kein philosophisches System, das die Vielfalt des Weltalls erschöpft. Gerade diese Vielfalt des Lebens, die sich jeder dauernden Einteilung entzieht, lässt mich täglich fröhlich atmen. Das Alter gibt meiner Neugier die Würze. Je älter ich werde, je mehr Nutzen ziehe ich aus jeder Erfahrung. Jedes Jahr macht mich reicher.« / »Dann«, sagte ich, »langweilen Sie sich also nie.« / »Langeweile ist Ziererei, wenn nicht eine Krankheit. Sie spiegelt einen Gemütszustand, den ich verabscheue. Ich entsinne mich eines Schulkameraden, der bei dem Tode eines anderen zu mir sagte: Ich wollte, ich wäre an seiner Stelle.« Ich habe den Jungen dieser Pose wegen nie mehr leiden können.« (Viereck, Die Welt Arthur Schnitzlers [wie Ann. 13, S. 98f.])

<sup>124</sup> Eugen Steinach (1861–1944) war einer der populärsten medizinischen Forscher seiner Zeit. Er versprach durch Vasektomie oder Hodentransplantationen die Alterung des Mannes in Griff zu bekommen und wollte auf diese Weise auch Homosexualität ›heilen‹. Schnitzler war persönlich mit ihm bekannt.

<sup>125</sup> Serge Voronoff (1866–1951) versuchte gleichzeitig in Paris, was Steinach in Wien unternahm, nämlich durch Hodentransplantationen lebensverlängernde Effekte zu erzielen.

äußerst ernst; ich hatte das Gefühl, er baue in sich eine Trennwand zwischen dem Spiel und der Wirklichkeit auf.

– *Voronoff* macht jünger, *Steinach* experimentiert – sagte er. – Von der Verjüngung erwarte ich gar wenig. Mens sana in corpore sano – sehr schöner Gedanke, bloß es stimmt gerade sein Gegenteil. Man muss die Seelen verjüngen, dann verjüngt sich vielleicht auch der Körper. Interessantes Problem für Dichter: Das Leben von einem, dessen Körper verjüngt wurde, und dabei blieb er innerlich alt. Aber bei *Steinach* geht es nicht darum. Auch *Kolumbus* wollte ja nach Indien – und hat Amerika entdeckt. Als Arzt *will ich in der Weiterentwicklung der Steinach'schen Methode den Weg zur Heilung des Krebses erblicken*. Zunächst ist das freilich nur eine vage Ahnung. Jedenfalls wird das Schiff von *Steinach*, das ist meine Überzeugung, ganz woanders anlegen, als wohin es einst aufgebrochen ist.<sup>126</sup> Er hielt inne. Ich wollte das Gespräch auf literarische Themen lenken, also fing ich über eines der berühmtesten Dramen des Arztes *Schnitzler* zu sprechen an, über *Professor Bernhardi*. Ich entsann mich, das Stück wurde im November 1918 in Wien aufgeführt.<sup>127</sup> In den Straßen dröhnten Revolutionslieder, in den Theatern brach man die Aufführungen ab, allein Schnitzlers Stück wurde zu Ende gespielt, vor dicht besetzten Sitzreihen, bei stürmischem Applaus. Ich glaube mich nicht zu erinnern, dass *Professor Bernhardi* seither aufgeführt worden wäre.<sup>128</sup>

– Ich denke, heutzutage hält man das Thema ein bisschen für verstaubt – sagte *Schnitzler*. – *Was solls?, heute beschäftigen halt andere Probleme die Leute, keine ärztlichen und keine religiösen Fragen*. Ob die Priester zu den Sterbenden vorgelassen werden oder nicht – man kümmert sich heute einfach um andere Dinge.

– Ich weiß doch am besten, dass es in *Professor Bernhardi* nicht darum geht – fuhr er fort. – Das Stück Bernhardi ist einfach die Tragödie des großen Menschen. Im Stück schmieden der Kultusminister und der Mediziner zusammen eine Verschwörung. Das ist kein Zufall. Das

<sup>126</sup> Diese Stelle ist eine Paraphrase aus dem Interview Vierecks (wie Anm. 13).

<sup>127</sup> Am 21. Dezember 1918 im Deutschen Volkstheater. Eine Aufführung zur Zeit der Monarchie war politisch nicht durchzusetzen gewesen.

<sup>128</sup> Das Stück war nahezu durchgehend im Programm des Deutschen Volkstheaters und wurde z.B. am 11. September 1928 neu einstudiert.

ist die heilige Allianz der Mittelmäßigkeit und der Dummheit. Vom Kultusminister bis zum Kliniker gehören sie alle zum Ku-Klux-Klan der Mittelmäßigkeit. Dieser Ku-Klux-Klan richtet sich aber nicht gegen die Einwanderer, sondern gegen den großen Menschen.<sup>129</sup> Bernhardi ist das Genie, das immer allein ist, sogar im Kreis seiner Freunde: *Löwenstein* pocht stets auf seine Prinzipien, *Cyprians* Leben ist ein einziger Kompromiss und *Pflugfelder*<sup>130</sup> ist immer aufgeregt. *Bernhardi* bleibt also allein...

Er sprach über *Bernhardi*, als ob er über sich selbst spräche. Über sein Privatleben wurden während des ganzen Gesprächs kaum ein paar Worte gesprochen, doch aus allem habe ich gespürt, dass er doch über sich selbst spricht, über sein Leid, sein Leben. Sein Sohn lebte nicht in Wien,<sup>131</sup> seine Tochter starb einen Freitod,<sup>132</sup> seine Frau ist ihm mit einem jungen, unbedeutenden Musiker durchgegangen.<sup>133</sup> Ich fragte ihn, ob er sich selbst wirklich für den Dichter der Erotik und der Liebe halte.

– Wenn ich einmal Zeit hätte, mich mit mir selbst zu beschäftigen – erwiederte er – würd' ich nur zu gern versuchen, diesem Irrtum auf den Grund zu gehen.

– Und der *Reigen*, der *Anatol*?

– Ja, Sie könnten noch ein paar weitere Titel erwähnen. Ich bin kein Dichter der Liebe, ich weiß jedoch, dass *die Liebe alles durchdringt und auch jenseits davon die wichtigste Antriebskraft des Lebens bleibt*. Der zweitwichtigste Motor des Lebens: das soziale Problem. Doch die sozialen Probleme ändern sich von Tag zu Tag. *Über die Probleme der Erotik walten ewige Gesetze*. Ein ewiger Kreislauf – ein ewiger Reigen.<sup>134</sup> Ich für meinen Teil interessiere mich daher weit mehr für die sozialen und

<sup>129</sup> Es handelt sich wieder um eine Paraphrase aus dem Viereck-Interview (wie Anm. 13).

<sup>130</sup> In der ungarischsprachigen Vorlage steht »Flugfelder«.

<sup>131</sup> Heinrich arbeitete als Schauspieler vor allem in Berlin.

<sup>132</sup> Diese hier angespielten Details aus dem Privatleben hätte Schnitzler nicht mitgeteilt. Lili Schnitzler (1909–1928) hatte früh geheiratet und sich bei einem Ehestreit mit einer Pistole selbst erschossen. Ob absichtlich oder unabsichtlich, ist nicht zu klären. Über die Tragödie wurde in der Presse ausgiebig berichtet.

<sup>133</sup> Gemeint ist der Komponist und Pianist Wilhelm Grosz (1894–1939). In Partnerschaft mit ihm hatte Olga Schnitzler nach Kriegsende versucht, ihre Gesangskarriere aufzunehmen. Das wurde einer der zentralen Punkte, der die Scheidung am 26. Juni 1921 vorbereitete.

<sup>134</sup> Im Drucktext steht auf Deutsch: »ein ewiges Reigen«.

medizinischen, denn für Liebesprobleme.<sup>135</sup> Ich glaube aber fest, dass *man sich weder ärztliche noch soziale Probleme ohne Liebesprobleme vorstellen kann*. Ich bin kein Dichter der Erotik, vielmehr der Schriftsteller des stärkstmöglichen Lebensinstinkts.

– In alten Lustspielen begegnete häufig der Ausdruck: *Cherchez la femme!* Was meinen Sie, was ist denn eigentlich die Freud'sche Theorie? Das ewige *Cherchez la femme! Hinter allem Möglichen steckt eine Frau, sogar hinter den sozialen Problemen, auch hinter den Heldenataten, den Krankheiten*. Professor *Freud* nannte mich seinen seelischen Zwillingsbruder.<sup>136</sup> Darauf bin ich stolz, da ich *Freud* für das größte lebende Genie halte. Schon allein deshalb können wir keine Zwillingsbrüder sein. Und auch aus einem weiteren Grund: Freud ist ein Dichter. Und ich – bin Arzt. Das klingt wohl kurios, aber es stimmt irgendwie doch...

Ich fragte ihn, wen er unter den heute lebenden Großen Männern verehre. Er brauchte nicht nachzudenken, um zu antworten:

- Keinen einzigen Politiker.
- Auch Mussolini nicht?
- Auch Mussolini nicht.<sup>137</sup>
- Von den Schriftstellern?
- Thomas und Heinrich *Mann*, *Wassermann*, Alfred *Kerr* und noch viele mehr.<sup>138</sup> Ich lese sehr gern und ich kann jedes Buch genießen, wie wenn ich selbst nie etwas schreiben würde. Die Politik zu verehren vermag ich nicht, nur die Menschen, die Persönlichkeiten. *Demgemäß habe ich eine einzige politische Überzeugung: den Antibolschewismus. Nicht etwa aus parteipolitischen Gründen, sondern weil der Bolschewismus den Unterschied*

<sup>135</sup> Zitat aus Viereck (wie Anm. 13).

<sup>136</sup> Direktes Zitat aus Viereck (wie Anm. 13). Freud hat Schnitzler in seinem Brief vom 14. Mai 1922 – eine Gratulation zum 60. Geburtstag – als eine »Art von Doppelgänger« bezeichnet, aber auch gebeten, das nicht zu verbreiten (Sigmund Freud, Briefe an Arthur Schnitzler. In: Neue deutsche Rundschau 66, 1955, Nr. 1, S. 95–106, hier S. 97).

<sup>137</sup> Das dürfte der Reflex eines italienischen Texts aus dem Jahr 1928 sein. Schnitzler hatte, als er beim Besteigen eines Schiffes am Hafen interviewt werden sollte, ein Gespräch verweigert. Der Redakteur dichtete Aussagen hinzu, etwa, dass Schnitzer Mussolini bewundere ([O. V.], Arturo Schnitzler di passaggio per il Molo Bersaglieri. In: Il piccolo, Jg. 6, 1. Mai 1928, S. VI).

<sup>138</sup> Bis auf Alfred Kerr ebenfalls aus dem Interview Vierecks (wie Anm. 13) entnommen.

*zwischen den Menschen leugnet*,<sup>139</sup> während der Dichter ein Seher dieser Unterschiede zwischen den Menschen ist. Ein Kommunist kann kein Dichter sein.

– Toller zum Beispiel ist also kein Dichter? – Beileibe nicht. *Er ist der verachtenswerteste Typ: der Salonbolschewik. Der Kommunist im Seidenhemd.*<sup>140</sup>

Jetzt wirkte auch seine Stimme verändert. Sie klang härter und es war, wie wenn sich auch seine Gesichtsmuskeln gespannt hätten. Sein Griff an den Spazierstock wurde fester. In diesem Augenblick wohnte weder seiner Stimme noch seinem Gesicht noch seinen Gesten etwas vom legeren, spielerischen Dichter des *Anatol* inne.

– Wer weiß, warum man mich für den Dichter der wienerischen Verweichlichung hält. Glauben Sie mir, es gibt niemand, der diese Wiener »Gemütlichkeit« mehr hassen würde als ich. Ich kann überhaupt sehr stark hassen, meine Antipathien sind viel intensiver als meine Sympathien. Mein stärkster Hass gilt drei Namen: *Wilson*, *Poincaré* und *Lenin*.<sup>141</sup> Dieses Dreigestirn führte die Welt in Schuld und Unglück. *Poincaré* gehört zum Typ *Cicero* – und ich schwärzte schon als Gymnasiast für *Catilina*, nicht für *Cicero*, diesen missgelaunten, unangenehmen Winkeladvokaten. Solch ein Winkelanwalt war *Poincaré*. *Lenin* ist der Totengräber der europäischen Kultur. Und *Wilson* ist die Freiheitstatue der Unwissenheit und der geographischen und politischen Unbildung. Ein Verrückter der Freiheitsdiktatur.

– Aber sprechen wir über etwas anderes. Die Jungen wollen mich nicht mehr verstehen, – sagt er, – sie haben mir vorgehalten, dass im Zentrum des Geschehens im vor wenigen Jahren entstandenen *Spiel im Morgengrauen*<sup>142</sup> ein junger Leutnant steht; in der Vorkriegszeit in einer Morgendämmerung bringt ein Fiaker den Helden von Baden nach Wien. Doch sie irren, wenn sie meinen, die Welt sei für mich 1914

<sup>139</sup> Bis hierher weitgehend direkt aus Vierecks Interview (wie Anm. 13).

<sup>140</sup> Die Verachtung für den »Salonbolschewik« ist Viereck entnommen, die Anwendung auf Toller – untypisch für Schnitzler – ist Zufügung Habes. Auch hier könnte eine frühere Affäre mitklingen. 1919, als Ernst Toller zum Tod verurteilt worden war, gab es einen Protest mehrerer Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Es stellte sich aber schnell heraus, dass die meisten ungefragt als Unterstützer angeführt worden waren. Zu diesen gehörte Schnitzler, der sich in einem Leserbrief gegen die unerlaubte Verwendung seines Namens verwahrte (Eine Erklärung Dr. Arthur Schnitzlers. In: Neue Freie Presse, 13. Juni 1919, S. 5).

<sup>141</sup> Paraphrase aus Viereck (wie Anm. 13).

<sup>142</sup> In der ungarischsprachigen Vorlage steht der Titel auf Deutsch, aber falsch: »Fahrt in Morgengrauen«.

stehengeblieben. *Ich habe nur erkannt, dass die ewigen menschlichen Probleme sich seither nicht geändert haben.* Spüren Sie da den Unterschied? Sehen Sie sich mal einen Soldatenfilm an. Lauter Uniformen, Sporenklirren, Habachtstellung. Und die Uniform ist ja nichts, sie ist die Leere selbst. Es ist völlig einerlei, ob Uniform oder Ziviltracht. Wichtig ist doch nur der Mensch, der in der Uniform oder der Ziviltracht steckt. Die moderne Zeit hat da keine Änderungen mit sich gebracht. Wenn man ein unbemanntes Kriegsflugzeug erfindet, bei dem lediglich ein Schaltapparat irgendwo von einem Menschen bedient werden muss, so wird dieser einzige Mensch am Schaltapparat mich bedeutend mehr interessieren als der ganze komplizierte Mechanismus, der, mit einem Menschen verglichen, immer lächerlich primitiv sein wird.<sup>143</sup>

Als wir beim Spaziergang wieder nach Edlach zurückgekehrt sind, grüßten die Leute in der Nähe des Hotels respektvoll den Dichter. Den Dichter der Wiener Leute, des »süßen Wiener Mädl«, der alten Wiener Gassen und der jovialen Hofräte. *Schnitzler* selbst hielt sich nicht für den Dichter dieser Motive. Vom »süßen Wiener Mädl«, von alten Wiener Gassen, von den alten Wiener Leuten und den jovialen Hofräten hat er auch während des ganzen langen Gesprächs kein einziges Wort gesagt.

Hans Habe<sup>144</sup>

<sup>143</sup> Weitgehend eine Paraphrase aus Viereck (wie Anm. 13).

<sup>144</sup> Hans Habe: Utolsó beszélgetés Arthur Schnitzllerrel. In: Magyar Hirlap, 25. Dezember 1931, S. 26.

